Luise, Königin von Preussen

Friedrich Wilhelm Adami







Luise Königinn von Preußen

Luise
Königin von Preußen.

Ihre Lebensgeschichte,

dem deutschen Volke erzählt

von

Friedrich Adami.

Die Einheit Deutschlands liegt mir am Herzen. Sie ist ein Erbteil meiner Mutter.

Friedrich Wilhelm IV.

Zwölfte Auflage.

Mit Bildnis und Faksimile.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1888.

Vorwort.

„Wie nur wenige Königinnen gleich ihr geliebt worden sind im Leben, so sind wenige gleich ihr beweint worden im Tode. — Heute noch, so oft in den Sommermonaten ihr Denkmal in dem Schloßgarten zu Charlottenburg geöffnet wird, wallfahrtet man zu ihm, wie zum Grabe einer Heiligen."

So schreibt von der Königin Luise einer ihrer geistig hervorragenden Zeitgenossen, der freimütige J. C. F. Manso in seiner Geschichte des preußischen Staates. Dieser Ausspruch des von ihm Erlebten stehe als Herold der geschichtlichen Wahrheit wieder am Eingange dieses Lebensbildes der verewigten Königin Luise, welches seit ihrem hundertjährigen Geburtstage als

besonders bearbeiteter kurz gefaßter Auszug aus der größern Biographie*) dem deutschen Volke wohlfeil dargeboten wird.

Die Königin Luise selbst in einem ihrer Briefe, deren seelenvolle Blätter allein schon einen unverwelklichen Kranz der Ehren für sie geben — sie selbst in jener Unglückszeit des Vaterlandes, da sie den thränenschweren Weg von Jena nach Memel gegangen war, hat damals geschrieben: „Wenngleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe, und sie wird sagen: sie duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: aber sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zei-

*) Luise Königin von Preußen. Von Friedrich Adami. Elfte vermehrte Auflage. Mit dem Bildnis der Königin, einem Abdruck ihrer Schriftzüge und zwölf Illustrationen. (Vater und Mutter der Königin Luise. — Das Geburtshaus. — Ihre Großmutter. — Friedrich Wilhelm III. als Kronprinz. — Paretz. — Pfaueninsel. — Schloßgarten zu Charlottenburg. — Luise, Prinzessin von Preußen, Fürstin von Radziwill. — Landhaus auf den Huben bei Königsberg. — Schloß Hohen-Zieritz. — Mausoleum in Charlottenburg.) Gütersloh, C. Bertelsmann. 1888. (Preis geb. in Lwd. mit Goldschn. 6 M.)

ten würdig waren, sie herbei zu führen gestrebt und endlich sie errungen haben."

Diese bessern Zeiten hienieden zu erleben, war ihr nicht beschieden. Aber was sie, die von Herzen demütige Königin, an der Seite des Königs Friedrich Wilhelm III. in ihrer stillen Seelengröße mit gewirkt hat zur Erfüllung des schöpferischen Gedankens Steins: „einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben, derselben wieder Mut, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für Unabhängigkeit von Fremden und Nationalsinn einzuflößen": das ist und bleibt ihr unvergessen in der Geschichte, diesem treuen Gedächtnis der Jahrhunderte. Unvergessen in ihrem Volke, wie in ihrem Königshause! Eingedenk dessen stiftete der König Friedrich Wilhelm III. in dem Befreiungsjahre 1813 an ihrem Geburtstage das Eiserne Kreuz. Und in gleichem Sinne hat König Wilhelm 1870 zu jenem guten Kampfe für des gemeinsamen deutschen Vaterlandes Ehre und Selbständigkeit, aus welchem er sieggekrönt als deutscher Kaiser heimkehren sollte, das alte Ordenszeichen am Sterbetage seiner Mutter von neuem ins Leben gerufen — das Eiserne Kreuz, von dem schon einer der Sänger des Befreiungskrieges, Max von Schenkendorf, gesungen hat:

Und ein Herr, dem alle weichen,
Hat den Jammer fromm bedacht,
Hat uns unser Ordenszeichen
Aus der Gruft herauf gebracht. —
Heil'ges Kreuz, ihr dunklen Farben,
Seid in jede Brust geprägt,
Männern, die im Glauben starben,
Werdet ihr aufs Grab gelegt.

In diesem Glauben ist auch sie gestorben, die mit hoher Zuversicht ausharrende königliche Dulderin, deren hehres Andenken wie ein guter Engel ihren zum deutschen Kaiser geborenen Sohn als Kriegs- und Friedensfürsten begleitete. Und des Volkes Lieb' und Treue wachsen, wie bei ihren Lebzeiten um den Thron, nach ihrem Tode noch, dem ewiggrünen Epheu gleich, um die Fürstengruft.

Berlin, den 8. August 1888.

Friedrich Adami.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel.

Die Jugendzeit bis zur Verlobungs-Feier.

Die Königin Luise (Auguste Wilhelmine Amalie) war die Tochter des Prinzen, nachherigen Herzogs und ersten Großherzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz. Sie ward ihm als sechstes Kind am 10. März 1776 in Hannover geboren. Ihr Vater, vermählt mit der Prinzessin Friederike Karoline Luise von Hessen-Darmstadt, stand damals als kurfürstlicher Feldmarschall an der Spitze der hannoverschen Armee des Königs von Großbritannien, seines Schwagers, und kommandierte als General-Gouverneur in Hannover. Er wohnte abwechselnd in der Stadt und dem nahen Herrenhausen, diesem früheren Lieblingsaufenthalte Georgs I., der sich da in dem neu erbauten Lustschlosse und den prächtigen Gärten mit der großen, nach des Philosophen Leibniz Plan angelegten Fontaine ein hannoversches Versailles schuf. Hier pflegte nun Prinz Karl von Mecklenburg mit seiner Familie die Sommerzeit zu verleben; in den Wintermonaten bewohnte er in der Stadt das Palais in der Leine-Straße, wo Luise zur Welt kam.

Des Prinzen Karl von Mecklenburg jüngere Schwester Charlotte Sophie war seit 1761 mit dem König Georg III. von England vermählt. Ein Brief, in welchem sie während des siebenjährigen Krieges Friedrich den Großen mit warmen Worten um Schonung ihres hartbedrängten Vaterlandes ansprach, soll dem jungen König Georg III. zu Gesicht gekommen sein und ihn gleich so für Geist und Herz der damals siebzehnjährigen Prinzessin eingenommen haben, daß er um ihre Hand warb. Der Bruder einer Königin, wurde der Prinz Karl der Vater zweier Königinnen, der Königin Luise von Preußen und der Königin Friederike von Hannover; einer Herzogin, der Herzogin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen, und einer Fürstin, der Fürstin Therese von Thurn und Taxis.

Diese vier Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz sind die „vier schönen und edlen Schwestern auf dem Thron", denen Jean Paul seinen Titan gewidmet hat.

Ihre Mutter, Friederike Karoline Luise, war eine Tochter des Prinzen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt (des Oheims der Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen) und der Prinzessin Marie Luise Albertine, einer geborenen Reichsgräfin von Leiningen-Heidesheim-Dachsburg. Die fürstliche Mutter erlebte nur das erste Aufblühen ihrer Kinder. Sie starb schon am 22. Mai 1782, nachdem sie am 19. ihrem zehnten Kinde das Leben gegeben hatte (einer Tochter, die den Tag nach der Geburt entschlief). So lernte Luise das tiefste

Herzeleid eines Kindes frühzeitig kennen: nur wenige Wochen lagen zwischen dem Kranze ihres froh gefeierten sechsjährigen Geburtstages und dem Cypressenzweige auf dem Sarg ihrer Mutter, an deren Gruft sechs liebliche Fürstenkinder weinten, das älteste noch nicht dreizehn Jahre, das jüngste nur wenige Monate über ein Jahr alt. — Es war, als sollte ihr Herz schon jung gefurcht werden für die Saat des Schmerzes, die nachmals der schwer geprüften Königin im Zeitalter Napoleons und seiner Knechtung Deutschlands reifte.

Prinz Karl zog aus der Stadt, wo er die Gemahlin seines Herzens, die Mutter seiner Kinder hatte sterben sehen, nach dem stillen Herrenhausen. Dort bot der schöne weite Garten den halbverwaisten Fürstenkindern die wohlthuende Frühlingsfrische und dem fürstlichen Witwer eine ungestörte Einsamkeit für seine Trauer.

Schon bei Lebzeiten der Mutter hatte ein durch vorleuchtende Geistesgaben dazu berufenes Fräulein von Wolzogen die jungen Prinzessinnen erziehen helfen. Die den Kindern liebe Dame nahm zunächst die Töchter der Verewigten in ihre Obhut, sie im Sinne der Mutter fortbildend. So vergingen zwei Jahre; nichts unterbrach ihr stilles kindliches Leben, als ein kurzer Ausflug, den Luise mit Fräulein von Wolzogen zu ihrer Großmutter, der nun verwitweten Prinzessin von Hessen-Darmstadt machte. Da fühlte der Prinz die Notwendigkeit, seinen Kindern wieder eine Mutter zu geben. Aber keine Fremde sollte die Nachfolgerin seiner unvergeßlichen

Friederike werden: ihre Schwester, die Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christiane erkor er zu seiner zweiten Gemahlin. Und gern willigte die liebende Tante der Kinder ein, ihnen die zweite Mutter zu werden. Am 28. September 1784 feierte sie in Darmstadt ihre Vermählung mit dem Prinzen.

Luise begleitete ihren Vater nach Darmstadt. Sie verlebte hier einen frohen Winter; sie wurde durch ihr frisches, munteres Wesen der Liebling ihrer Großmutter. Im Dezember desselben Jahres (1784) kam der Herzog Karl August von Weimar zum Besuch nach Darmstadt. Auch seine Gemahlin Luise war ja eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt. Schiller (damals in dem benachbarten Mannheim) wünschte mit dem fürstlichen Freunde Goethes bekannt zu werden. Dalberg und Frau von Kalb bahnten ihm den Weg dazu: der Dichter ging um Weihnachten nach Darmstadt und las den ersten Akt seines Don Carlos in dem fürstlichen Kreise vor. So trifft Luise als neunjährige Prinzessin in Darmstadt mit dem Dichter zusammen, von dem sie dann 1808 als Königin aus Königsberg schreibt: „Ach, auch in meinem Schiller hab ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen?“

Im Frühjahre 1785 kehrte sie mit ihrem Vater und ihrer zweiten Mutter nach Hannover zurück. Bald zerriß hier der Tod das neu geknüpfte Familienband. Die junge Gemahlin genas am 30. November desselben Jahres von einem Prinzen (dem nachmaligen preußischen General der Infanterie und Präsidenten

des Staatsrates, Herzog Karl von Mecklenburg); zwölf Tage nach der Entbindung starb sie, am 12. Dezember 1785. Wieder wurde das Vaterhaus Luisens ein Trauerhaus. Der Prinz, zum zweiten Male Witwer und es bleibend, nahm seinen Abschied von Hannover. Er zog nach Darmstadt und gab dort seine halbverwaisten Kinder in die liebreiche Obhut ihrer treuen Großmutter. Diese berief das Fräulein de Gélieu aus der Schweiz, jene treffliche Erzieherin, der die Königin Luise ihr Leben lang dankbar zugethan blieb, und die der König Friedrich Wilhelm III. noch Jahre nach dem Tode seiner Gemahlin durch ein köstliches Andenken ehrte.

Es war im Juli 1814, auf der Heimkehr von Paris, wo die verbündeten Monarchen als Sieger über Napoleon eingezogen waren, als der König mit dem Prinzen Wilhelm seinen Weg durch die Schweiz, durch das Fürstentum Neufchatel nahm. Dort in Neufchatel nun, in dem Dorfe Colombier an dem schönen neufchateler See, in dem Hause ihres Bruders, des Predigers der Gemeinde, verlebte die greise Erzieherin der Königin den Rest ihrer Tage in ländlicher Ruhe. Wohl mochte die Siegeskunde der Befreiungskriege auch bis in die schweizer Freistatt der alten Hofmeisterin erschollen, wohl von dem nahen Neufchatel herüber das Gerücht von Friedrich Wilhelms Ankunft auch zu ihr gedrungen sein, und das greise Herz der Matrone sich verjüngt haben in der Erinnerung an die unvergeßliche Königin, einst ihre Schülerin. Aber die hohe Überraschung, die ihr dabei zugedacht war, hat sie wohl nicht geahnt. — Eines Tages (am 12. Juli 1814) hält

ein schlichter Wagen in Colombier. Drei Offiziere steigen aus: sie lassen sich in das Pfarrhaus, in die Wohnung der Demoiselle de Gélieu führen. Welch freudiges Erstaunen, als die Matrone in dem einen dieser Offiziere den König von Preußen wiedererkennt! Doch Friedrich Wilhelm III. erscheint hier nicht als König. Er kommt nur als trauernder Witwer, um nach dem Sturme der Schlachten, nach den rauschenden Festen des Sieges, hier eine Stunde wehmütiger Erinnerung zu feiern an das Teuerste, was sein Herz auf Erden gekannt hat. So tritt er ein, nur von seinem Sohne und einem Adjutanten begleitet; vor ihnen braucht er sich nicht den Zwang der Majestät anzuthun, vor ihnen seine Empfindungen nicht zu bergen. Lange spricht Friedrich Wilhelm mit der Matrone, die seine Luise als Kind gekannt hat. Wie ein Freund scheidet er von ihr: reiche Gaben läßt er zum Andenken zurück, als die köstlichste den Shwal, den die Königin noch kurz vor ihrem Tode trug, und dessen Darreichung nun die alte Gouvernante bis zu Thränen rührt. — Der König führte im Felde, gleichsam als einen Talisman seiner Liebe, einige ihr besonders wert gewesene Stücke aus der Königin Nachlaß mit sich, darunter auch jenen Shawl, von dem er sich nur trennte, um ihn derjenigen zu verehren, die seiner Luise einst Lehrerin und eine mütterliche Freundin war. —

Die Königin, wenn sie auf ihre Kindheit zu sprechen kam, hat oft bedauert, daß der Unterricht ihrer Jugend seinem ganzen Lehrgange nach mehr französisch als deutsch gewesen sei. Aber diese Klage konnte kein Vorwurf sein für ihre Großmutter und

ihre Erzieherin; sie rügte nur den undeutschen Geist jener Zeit, der an den Höfen die vaterländische Gesittung in die Fesseln der französischen Mode gebannt hatte. Erst die Revolutionskriege, in welche Deutschland mit Frankreich geriet, rüttelten an diesen Modefesseln, und ihr letztes Nachklirren in Deutschland sollte endlich vor dem eisernen Waffenhall der Schlachten verstummen, welche die deutschen Fürsten und Völker dem französischen Weltgötzen lieferten.

Wie schmerzlich Luise in der Folge die Lücke ihrer Bildung in der Muttersprache empfand: das bekundet der Feuereifer, mit dem sie — obwohl schon Königin und Mutter — eine gelehrige Schülerin in allem wurde, was ihrem deutschen Wissen und Wollen not that. Und ein neues Wahrzeichen des edlen geistigen Kernes, der ihrem Wesen ursprünglich inne wohnte und überall nach dem rechten Lichte hin aufkeimte, ist es, daß sie vorzugsweise die Geschichte, diese hohe Schule des Menschengeschlechts, zu ihrer nachhelfenden Lehrmeisterin erkor. Eines ihrer Lieblingsbücher war, unter andern deutschen Meisterwerken, Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“. Aus Berlin schrieb Jean Paul am 11. November 1800 an Herder in Weimar: „Vom Erbprinzen von Mecklenburg, mit dem ich einmal aß, hab ich den wärmsten Gruß zu überliefern. Er sagte mir, daß die Königin nicht die kleinste Reise mache, ohne einen Herder — wie die Buchhändler sagen — mit in den Wagen zu nehmen.“

Aber wie oft auch die Königin Luise bedauerte, daß das deutsche Wissen bei ihrem Unterrichte ver-

säumt worden war, immer hat sie dagegen anerkannt, daß ihre Erziehung durch Fräulein de Gélieu einen Zug nach dem Höheren hatte, der sie schon frühzeitig zur Erkenntnis des Ewigen in dem Zeitlichen anhielt und ihre Seele zur kindlichen Anschauung der großen Thaten Gottes an den Menschen gewöhnte. Im Einklange damit folgte sie von Kindheit der apostolischen Ermahnung: „Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht." An der Hand ihrer Erzieherin pilgerte sie aus dem Schlosse in die Hütte der Armut: das holde Fürstenkind erschien den Darbenden und Leidenden als ein Engel der Milde, der überall die Spur seiner Freigebigkeit eindrückte. Daher die Leutseligkeit, die ihr nachher auf dem Throne alle Herzen gewann.

Eine neue Welt that sich vor der Prinzessin Luise auf, als sie, nach einigen still in Darmstadt verlebten Jahren, ihre Großmutter auf einem Ausfluge nach Straßburg begleitete, zu ihrer dort lebenden Tante, der Gemahlin des Pfalzgrafen Maximilian von Zweibrücken (des nachherigen ersten Königs von Bayern). Straßburg, jene alte deutsche Reichsstadt, die einst ihr Panier bei Reichszügen gleich hinter dem Reichsadler führte — mit welchen Eindrücken mußte der Blick auf diese ehrwürdigen Denkzeichen der großen Zeit des deutschen Kaisertums das empfängliche Gemüt der jungen Prinzessin bewegen. Den steinernen Riesen des Münsters erblicken und den Wunsch aussprechen: von da oben eine Umschau in die Weite zu halten, das war für den lebhaften Sinn Luisens eins. Die Großmutter konnte sich nicht mehr zu dieser Reise in die Höhe des weltberühmten Turm-

baues Erwins von Steinbach entschließen; die herzhafte Enkelin aber erklärte: sie müßte sich schämen, zu erzählen, sie sei in Straßburg gewesen, wenn sie nicht sagen könne, wie es da oben auf der Plattform des Münsters aussehe. So willigte die Landgräfin endlich ein, daß Luise an der Hand der treuen Gélieu die 325 Stufen bis auf die Plattform emporklimmen durfte. Da ist es denn charakteristisch für den starken Sinn und die jugendliche Unerschrockenheit der Prinzessin, daß sie, entzückt von der Aussicht auf der Plattform, gern auch noch die übrigen 400 Stufen bis zu der Krone, über der das Kreuz mit dem achteckigen Knopfe steht, hinaufsteigen wollte. Ein Beginnen, von dem die Prinzessin sich nur dadurch abbringen ließ, daß ihre Erzieherin eine Anwandlung von Schwindel vorschützte, so das Mitgefühl Luisens rege machte und sie bewog, gleich mit der Gouvernante den Rückweg von der Plattform anzutreten.

Von Straßburg aus erstreckte diese Reise Luisens sich weiter bis in die Niederlande. Dort an den denkwürdigen Küsten des deutschen Meeres sammelte sie einen Schatz von Erinnerungen, den sie späterhin mit jugendfrischer Begeisterung aus ihrem treuen Gedächtnis ausschüttete, als die Königin Schillers Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande las.

Kaum hatte Luise die Schwelle des dreizehnten Jahres überschritten, da entführte der Monat Mai, der ihr vor sieben Jahren die Mutter geraubt, die zweite der „vier schönen und edlen Schwestern“ aus dem Vaterhause. Prinzessin Therese vermählte sich mit Karl Alexander, dem neunzehnjährigen Erbprinzen

von Thurn und Taxis, nachdem die älteste der Schwestern, Prinzessin Charlotte, schon im September 1785 dem regierenden Herzog Friedrich von Sachsen-Hildburghausen ihre Hand gereicht hatte. Therese folgte ihrem Gemahl erst in das Sommerschloß Trugenhofen und dann nach Regensburg, wo der alte Fürst von Thurn und Taxis, Karl Anselm, als Kaiserlicher Prinzipal-Kommissarius bei dem Reichstage residierte und einen eigenen Palast bewohnte. Der Erbprinz kannte und liebte die Prinzessin Therese schon seit zwei Jahren; die Briefe, welche er deshalb mit seinem Vater wechselte, bezeugen, daß reine herzliche Zuneigung diese fürstliche Ehe stiftete. Es war ihm im Dezember 1788 von hoher Hand vorgeschlagen worden, eine Prinzessin Doria aus dem berühmten italienischen Fürstengeschlechte dieses Namens zu heiraten: sie hätte ihm einen Brautschatz von einer halben Million zugebracht. Allein sein Herz hing schon an der deutschen Fürstentochter, der Schwester Luisens, und der Segen einer achtunddreißigjährigen Ehe, die nur der Tod scheiden konnte, hat diese Wahl gerechtfertigt. Noch in seinen letzten Tagen, als der Fürst schlaggetroffen von der Jagd heimkehrte, winkte die bejahrte Fürstin, ohne das Unglück zu ahnen, ihm, wie die Dame ihrem Ritter, vom Fenster des Schlosses aus mit dem weißen Tuche entgegen.

Diese neue Verwandtschaft gab der Prinzessin Luise und ihrer zwei Jahre jüngeren Schwester Friederike den erwünschten Anlaß, die Krönungsfeste zweier Kaiser in Frankfurt mit zu feiern und sich so noch in den letzten Strahlen der bald unter-

gehenden Herrlichkeit des deutschen Reiches zu sonnen. Die erste war die Krönung des Kaisers Leopold II. am 1. September 1790. Er starb schon am 1. März 1792, und sein Sohn Franz, am 7. Juli 1792 zum römischen König erwählt, wurde als solcher am 14. Juli desselben Jahres in Frankfurt zum Kaiser gekrönt. Als nun Luise (die nicht eben reiche Tochter eines damals noch apanagierten Prinzen, die, wie sie als Königin selbst erzählt hat, sich als Prinzessin die seidenen Schuhe mit eigenen Händen nähte) diesen höchsten Fürstenglanz mit ansah — ahnte sie da wohl, daß es einst ihrem Sohne, dem Sieger-König Wilhelm I., beschieden sein werde, auf den einmütigen Ruf der verbündeten deutschen Fürsten und unter freudiger Zustimmung der durch ihre Waffenthaten geeinten deutschen Völker das deutsche Kaisertum, das Wahrzeichen alter Herrlichkeit in verjüngter Gestalt wieder aufleben zu lassen! —

Bei jenen Krönungsfesten in Frankfurt am Main lernten die Prinzessin Luise und ihre Geschwister auch Goethes Mutter, die „Frau Rat" kennen; sie verlebten manche fröhliche Stunde in des Dichters Vaterhause. Aus dem Munde der „Frau Rat" hörte Bettina (Elisabeth von Arnim) späterhin: wie einmal die Königin von Preußen als vierzehnjährige Prinzessin und ihr Bruder die Mutter Goethes antrafen, als diese soeben einen Specksalat mit Eierkuchen essen wollte, und wie dies Gericht den Appetit der Beiden so reizte, daß sie es verzehrten, ohne ein Blatt übrig zu lassen. Ein andermal verschafft die „Frau Rat" den Prinzessinnen Luise und Friederike den seltenen Genuß, auf

dem Hof am Brunnen lustig Wasser zu pumpen, während sie die Hofmeisterin abhält, die Prinzessinnen abzurufen, abhält erst durch gütliches Zureden und, als solches nichts fruchtet, mit Gewalt, indem sie die Hofmeisterin im Zimmer einschließt. „Denn (so sagte Goethes Mutter zu Bettina) ich hätte mir eher den ärgsten Verdruß über den Hals kommen lassen, als daß man sie in den unschuldigen Vergnügungen gestört hätte, das ihnen nirgendwo vergönnt war, als in meinem Hause; auch haben sie mirs beim Abschiede gesagt, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei mir waren."

Auch die Mutter Goethes ist von der jugendfrohen, einst bei ihr Salat und Eierkuchen schmausenden und Wasser pumpenden lebensfrohen Prinzessin nachher auf dem Throne nicht vergessen worden: dafür spricht, außer anderen Zeichen königlicher Erinnerung, der kostbare goldene Schmuck, den die Mutter des Dichters als Andenken von der Königin erhielt, am 18. Juni 1803. Goethe selbst schrieb damals aus Weimar an seinen Freund Zelter in Berlin: „Ihre schöne Königin hat auf der Reise viel Glückliche gemacht, Niemanden glücklicher als meine Mutter; ihr konnte in den letzten Lebensjahren nichts Erfreulicheres begegnen." Die „Frau Rat" trug den Schmuck nur bei außerordentlichen Gelegenheiten als ein Familien-Kleinod: so bei ihrem ersten Begegnen mit der berühmten französischen Schriftstellerin Baronin von Staël im Bethmannschen Hause zu Frankfurt, wo diese in dem Turban und der Tunica der Corinna erschien, und ihr die „Frau Rat", den goldenen Schmuck der Königin um den Hals

geschlungen, mit den stolzen, alles sagenden Worten entgegentrat: „Ich bin Goethes Mutter.“ —

Jenen kürzeren Ausflügen, die Luise als vierzehn- und als sechzehnjährige Prinzessin nach Frankfurt zu den Krönungsfesten machte, folgte bald eine längere Reise nach Hildburghausen. Dort verweilte sie mit ihrer Großmutter und ihrer Schwester Friederike bei ihrer ältesten Schwester Charlotte, der Gemahlin des regierenden Herzogs Friedrich, während der Brand der französischen Revolution seine Flammen auch in das Rheinland zu werfen drohte. Dort, im Herzen des alten romantischen Deutschlands, zwischen den Bergen Thüringens verlebte Luise holde Tage. Vielleicht in Erinnerung daran schrieb sie als Königin einmal mit den Worten Jean Pauls auf ein Denkblatt: „Der Traum setzt uns immer in Jugendstunden zurück — und ganz natürlich, weil die Engel der Jugend die tiefsten Fußtritte in dem Felsen der Erinnerung ließen, und weil überhaupt eine ferne Vergangenheit schon öfter und tiefer in den Geist eingegraben wird, als eine ferne Zukunft.“

War doch Jean Paul, damals der Lieblingsdichter so vieler edler Frauen, auch der ihrer Schwester, der Herzogin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen. Ein oft wiederkehrender, gern gesehener Gast am Hofe in Hildburghausen, hat er den „vier schönen und edlen Schwestern auf dem Thron“ nicht nur an der Pforte seines Meisterwerkes, sondern auch in seinen Briefen die farbigsten Blumen seiner blütenreichen Phantasie gestreut. Im Mai 1799 schrieb Jean Paul aus Hildburghausen an seinen Freund Otto: „Erstlich denke Dir, male Dir die

himmlische Herzogin (Charlotte) mit schönen kindlichen Augen, das ganze Gesicht voll Liebe und Reiz und Jugend, mit einer Nachtigallen-Stimme und einem Mutterherzen — dann denke Dir die noch schönere Schwester, die Fürstin von Solms (Friederike) und eben so gut, und die dritte, die Fürstin (Therese) von Thurn und Taxis, welche beide mit mir an einem Tage mit den gesunden frohen Kindern ankamen. . . . . Diese Wesen lieben und lesen mich, und wollen nun, daß ich noch acht Tage bleibe, um die erhabene schöne vierte Schwester, die Königin von Preußen zu sehen."

Aus Hildburghausen kehrte die Prinzessin Luise im Frühjahre 1793 heim, um wenige Wochen nachher die Braut des Kronprinzen von Preußen zu werden. Er war seinem Vater, dem König Friedrich Wilhelm II., in den Feldzug gegen die Franzosen gefolgt. Das verbündete deutsche Heer unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig hatte in weniger als sechs Wochen zwei befestigte Städte zur Übergabe gezwungen, den Feind in allen Treffen geworfen, den französischen Feldherrn Dumouriez eingeschlossen, sich zwischen ihn und Paris gedrängt und Frankreich in eine verzweifelte Lage gebracht. Der König, schon früher die treibende Kraft des Vordringens über die Maas, wollte nach der Kanonade von Valmy mit dem Heer auf Chalons vorgehen. Da war es wieder der von dem listigen Dumouriez durch Unterhandlungen hingehaltene Herzog von Braunschweig, der gegen den Marsch auf Chalons sprach und den König, der schon den Angriff auf den 29. September festgesetzt hatte, zum Rückzug über die

Mosel beredete. Die Folge war, daß nun die Rhein-Armee des unterdessen zur Republik erklärten Frankreichs rasch und tief in die Pfalz vorstürmte, mit Hülfe der deutschen Jakobiner und Illuminaten sogar das feste Mainz gewann, Frankfurt am 23. Oktober 1792 einnahm und brandschatzte. Doch nicht lange blieb die alte Wahlstadt der deutschen Könige in der Gewalt der Franzosen. Der preußische Oberst-Lieutenant von Rüchel erstürmte mit den tapferen Hessen am 2. Dezember 1792 Frankfurt und vertrieb die Franzosen daraus.

Frankfurt wurde nun das Hauptquartier. Von hier schrieb der Landgraf von Hessen-Darmstadt an Luisens Großmutter nach Hildburghausen: sie möge doch mit ihren Enkelinnen den Rückweg nach Darmstadt über Frankfurt am Main nehmen, um diese dort ihrem hohen Verwandten, dem Könige von Preußen vorzustellen, dessen Gemahlin (die Mutter Friedrich Wilhelms III.) und Luisens Mutter Geschwister-Kinder waren. Auf diese Einladung kam die Großmutter mit den Prinzessinnen Luise und Friederike im März 1793 nach Frankfurt und besuchte dort den König. Abends wollte sie, nachdem sie ihre Enkelinnen erst noch ins Theater geführt, wieder mit ihnen abreisen, als Friedrich Wilhelm II. sie einlud, nach dem Schauspiele bei ihm zu speisen. Wider Erwarten in Frankfurt zurückgehalten, blieb Luise, um noch an dem nämlichen Abend des Kronprinzen Herz zu gewinnen.

Wie der Bischof Eylert erzählt, gedachte der König nach dem frühen Tode der Königin besonders gern des ersten merkwürdigen und ihm immer frisch

gebliebenen Eindruckes, welchen die Erkorene auf ihn gemacht, als er sie zum ersten Male in Frankfurt gesehen; der Augenblick der neuen Bekanntschaft sei zugleich auch der Moment der wechselseitigen Zuneigung gewesen, und eine innere Stimme habe ihm gesagt: „Die ist es, oder keine sonst auf Erden!"

„Habe mal," äußerte sich Friedrich Wilhelm III., „über diese wunderbare wechselseitige Sympathie etwas sehr Schönes in Schillers Schriften gelesen, wo treffend bezeichnet ist, wie mir und meiner seligen Luise zu Mute war, als wir uns zum ersten Male sahen, und wie wir uns nachher oft bekannt haben. Es war keine verliebte Sentimentalität, sondern ein bestimmtes klares Bewußtsein, was gleichzeitig ihre und meine Augen mit einer Freudenthräne netzte. Gott, was alles liegt nun zwischen jenem ersten Anblick, wo ich sie fand, und diesem, wo ich ihren Verlust beweine! Weiß wohl, solche sympathetischen Gefühle sind die schönen Gefühle der ersten jugendlichen Liebe, sind nur einmal da und kommen nachher in dieser Reinheit nicht wieder. Aber gern denk ich daran zurück und möchte wohl mal jene Stelle in Schiller wieder lesen; habe sie aber nicht finden können."

Eylert fand diese Stelle in Schillers „Braut von Messina", in der Scene, wo Don Cesar der Mutter und dem Bruder den wunderbaren Zauber des ersten Anblicks der Geliebten schildert. Er las sie dem König vor, diese Stelle:

„Wie es geschah, frag ich mich selbst vergebens —
Woher sie kam, und wie sie sich zu mir
Gefunden, dieses frag ich. — Als ich
Die Augen wandte, stand sie mir zur Seite,
Und dunkel mächtig, wunderbar ergriff

Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Lächelns holder Zauber wars,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt;
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich ohne Mittel geistig zu berühren,
Als sich mein Atem mischte mit dem ihren;
Fremd war sie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt ichs in mir werden:
Die ist es, oder keine sonst auf Erden!
Das ist der Liebe heilger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet;
Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet."

Der König, nachdem er diese Worte des Dichters angehört hatte, sprach: „Ja, ja, das ist die Stelle, die ich meinte. Sehr schön! Macht aber jetzt einen ganz andern Eindruck. Die Rosen sind abgefallen, Dornen übrig geblieben. In der Ehe selbst doch noch mehr gefunden, als Poesie! Diese ist mir jetzt zu süßlich. Darf mich auch dem nicht hingeben. Macht weich und paßt nicht zu dem, was in böser, schwerer Zeit mir obliegt." —

Gleich der erste Blick, der aus dem großen blauen Auge Luisens den Kronprinzen traf, ergoß sich also wie ein Lichtstrahl aus dem klaren Himmel ihrer Seele in sein Herz. Die Prinzessin war in jenem Märzmonate 1793 siebzehn Jahre geworden: den Zauber ihrer jugendfrischen Schönheit steigerte noch die holde Anmut ihres ganzen Wesens. War nun schon die erste äußere Begegnung ein wechsel-

seitiges, wie elektrisches Ergreifen und Anziehen der beiden Fürstenherzen: die Macht dieses ersten Eindruckes wuchs noch, als der Kronprinz inne wurde, daß ihre schöne Erscheinung nur das naturgetreue Abbild ihrer reinen Seele, nur der sichtbare Abglanz des unsichtbaren Geistes war, dessen angeborener Adel und Schwung in ihren Blicken leuchtete, aus jedem Ton ihrer Stimme klang, aus jeder ihrer Gebärden sprach.

Und gleichwie Friedrich Wilhelm zu Luise, ganz so fühlte sein um drei Jahre jüngerer Bruder, Friedrich Ludwig Karl, sich zu ihrer jüngeren Schwester Friederike hingezogen. Von Kindheit an hatten die beiden Brüder treu zusammengehalten. Freud und Leid ihrer Jugend hatten sie miteinander geteilt, und zu der natürlichen Blutsverwandtschaft hatte sich die geistige Wahlverwandtschaft der Freundschaft gesellt. Jetzt verschwisterten die Herzen der fürstlichen Brüder und Freunde sich aufs neue durch die gleichzeitige Neigung zu den beiden fürstlichen Schwestern. In der nämlichen Abendstunde jenes Märztages war dem Kronprinzen und dem Prinzen der Stern ihrer Liebe aufgegangen. Auch ihre Doppel-Verlobung haben sie vier Wochen nachher zusammen gefeiert.

Ihre Verlobung fiel in die Zeit der Blokade von Mainz, durch welche die feste Stadt nach zweimonatlicher Belagerung durch die Preußen und Hessen zur Übergabe gezwungen wurde. Der Kronprinz befehligte die Reserve des Heeresteiles, mit dem der General Kalkreuth auf Mainz vordrang. Er stand in der Nähe von Ober-Ingelheim: der Brief, in dem er seiner Großtante, der Witwe Friedrichs des

Großen seine nahe Verlobung mit Luise anzeigt, ist am 2. April 1793 aus dem „Cantonnement Ober-Ingelheim vor Mainz" geschrieben.

Am 19. April trafen die Brüder wieder in Frankfurt zusammen. Tags darauf traten sie mit einander ihre Brautfahrt nach Darmstadt an, und einige Tage später folgte der König seinen Söhnen dahin. Die älteren Schwestern der Bräute, die Herzogin von Hildburghausen und die Fürstin von Thurn und Taxis waren Zeugen der Verlobung. Friedrich Wilhelm II. selbst wechselte die Ringe, welche den 24. April 1793 die beiden Brüder den beiden verschwisterten Prinzessinnen verlobten. Der König segnete mit froher Zustimmung diese Herzens-Bündnisse. Er erinnerte in heiterer Wendung des ernsten Augenblickes daran, daß es das erlauchte Haus „eines gebornen Preußen" sei, aus dem seine Söhne die Bräute nach dem Feldzuge heimführen sollten. Denn der damals regierende Landgraf Ludwig X. (der nachherige erste Großherzog) von Hessen-Darmstadt war seinem Vater, dem weiland Königlich preußischen General-Lieutenant, in Prenzlau, dem Standorte seines Regiments geboren. Und seine Mutter war jene hochgesinnte, geistesverwandte Freundin Friedrichs des Großen, deren Andenken er durch ein ihr in Darmstadt errichtetes Grabmal ehrte: eine weiße Urne von carrarischem Marmor mit der charakteristischen Inschrift: „Femina sexu, ingenio vir" (von Geschlecht eine Frau, von Geist ein Mann). Die Urne, der Landgräfin Karoline Luise, Prinzessin von Pfalz-Birkenfeld durch Friedrich geweiht, kennzeichnet noch heute ihr immergrünes

Grab im Herrengarten zu Darmstadt. Die da unter dem Epheuhügel ruhende Großtante der Königin Luise war es, von der Wieland begeistert sagte: „Sie sollte Königin von Europa sein, wenn ich König der Schicksale wäre." Dort nun vor der Totenurne der Freundin Friedrichs, auf dem Grabe, dessen Stätte sie selbst sich in ihrem Bosquet zu Darmstadt auserſehen hatte, haben auch Friedrich Wilhelm und Luise im Frühling ihrer Liebe Hand in Hand gestanden.

Zweites Kapitel.

Die Brautzeit.

Acht Tage nach der Verlobung, am 3. Mai, erstürmte der Kronprinz an der Spitze des ersten Bataillons des Regiments von Yorck das Dorf Kostheim auf dem rechten Rheinufer, gegenüber von Mainz. Er trieb die Franzosen nach heißer Gegenwehr aus dem Orte, eroberte die dahinter aufgeworfenen Schanzen, erbeutete eine feindliche Kanone und machte viele Gefangene. Der König, an der Spitze des zweiten Bataillons nachrückend, umarmte den tapfern Erben seiner Krone auf der genommenen Schanze und schenkte dem braven Bataillon zum Dank tausend Thaler. Am 11. Mai kam der Kronprinz nach Edenkoben in der Pfalz, er ritt mit dem Herzog von Braunschweig bis zu den Vorposten vor Landau und eilte dann über Speier und Mannheim nach Darmstadt, zu einem kurzen Besuche der Braut. In diesen Tagen machten die Verlobten einen Ausflug nach Heidelberg; sie saßen dort mit ihrem kleinen Gefolge auch an dem Wolfsbrunnen, dem früheren Lieblingsaufenthalt des unglücklichen Winterkönigs. Damals wölbten sich noch dreihundertjährige Linden wie zu einem Tempel über dem Brunnen; die

Zweige waren so dicht ineinander verwachsen, daß man sich ihrer wie des Fußbodens zum Gehen bedienen, Tische und Stühle darauf setzen und in der grünen Dämmerung ein fröhliches Wesen treiben konnte, während die Quelle unsichtbar murmelte hinter der duftenden Baumwand.

Am 15. Mai wurde das Hauptquartier von Guntersblum nach dem durch seinen Weinbau berühmten Dorfe Bodenheim verlegt. Hier besuchten die beiden Bräute mit der Großmutter ihre fürstlichen Verlobten im Feldlager. Von diesem Besuche schreibt Goethe in seinem, während der Belagerung von Mainz geführten Tagebuche, Donnerstag den 29. Mai (1793): „Gegen Abend war uns, mir aber besonders ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet: die Prinzessinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Sr. Majestät dem König gespeist und besuchten nach der Tafel das Lager. Ich heftelte mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, auf das genaueste beobachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird."

Dieser Besuch der fürstlichen Bräute im Kriegslager hatte nichts Ungewöhnliches: Fouqué berichtet, daß auch Rüchel — wie Ähnliches von vielen Offizieren mit königlicher Erlaubnis während dieser Belagerung geschah — seine Frau und seine zwei Töchter zu sich beschieden hatte. „Wohl war es im Geiste der alten Heldenzeit begründet, (schreibt Fouqué) die Augen der

Schönheit und Unschuld gern so nahe auf das rühmliche Kampfesfeld gerichtet zu wissen!“

Von Bodenheim rückte das Hauptquartier am 16. Juni nach Marienborn. Auch davon entwirft Goethe ein reizendes Bild:

„Das Lager Sr. Majestät des Königs war um etwa tausend Schritte über Marienborn bestimmt und angelegt, gerade an dem Abhange, wo der große Kessel, in welchem Mainz liegt, sich endigt in aufsteigenden Lehmwänden und Hügeln; dieses gab zu den anmutigsten Einrichtungen Gelegenheit. Das leicht zu behandelnde Erdreich bot sich den Händen geschickter Gärtner dar, welche die gefälligste Parkanlage mit wenig Bemühung bildeten: die abhängige Seite war geböscht und mit Rasen belegt, Lauben gebaut, auf- und absteigende Kommunikations-Gänge gegraben, Flächen planiert, wo das Militär in seiner ganzen Pracht und Zierlichkeit sich zeigen konnte, anstoßende Wäldchen und Büsche mit in den Plan gezogen, so daß man bei der köstlichen Aussicht nichts mehr wünschen konnte, als diese sämtlichen Räume ebenso bearbeitet zu sehen, um des herrlichsten Parks von der Welt zu genießen.“

Eine Lebensgefahr suchte den Prinzen Ludwig, den Verlobten der Prinzessin Friederike im Lager heim. Der Prinz, abgemüdet von Strapazen des Tages, hatte sich in seiner Soldatenhütte niedergestreckt, in der Nähe des Kamins, wo ein lustiges Feuer knisterte. Er sinkt in Schlaf: da werfen die aus dem Kamin sprühenden Funken den Brand in die Feuer fangende Baracke; bald geht alles neben und über dem Schlafenden in Flammen auf. Ihm selbst sengen schon die

Kleider auf dem Leibe, als zum Glück der außen Schildwache stehende Dragoner, ein treuer Pommer, hineinstürzt: er reißt den Prinzen vom Lager auf und rettet ihn vor dem gräßlichen Feuertode, dessen Flammenzungen schon an ihm lecken. Der Prinz kam mit dem nackten Leben davon. Seine ganze Habe, alles, was er mit sich im Felde führte, war verloren. Tags darauf machte sich der Kronprinz den Scherz, bei dem Könige und dessen Gefolge „für den armen abgebrannten Mann eine Kollekte zu sammeln."

Ein kriegerisches Gegenbild zu des Prinzen Ludwigs Rettung aus dem Feuer der brennenden Baracke liefert der Todesmut, mit dem der bluts- und namensverwandte Prinz Louis Ferdinand in demselben Feldzuge einen östreichischen Soldaten mitten aus dem Gewehrfeuer der Franzosen trug. Es war am 14. Juli 1793, als Prinz Louis — stets zum Kampfe bereit, sei es unter dem Heerbanner Preußens oder unter den Fahnen der verbündeten Östreicher — mit dem Regiment Pellegrini gegen den Feind plänkelte; dieser entfaltete sich plötzlich zum Angriff und warf die Östreicher nach heißer Gegenwehr. Im Zurückweichen sinkt ein Soldat vom Regiment Pellegrini mit einer Schußwunde in der Schulter, er hat nur noch so viel Kraft, seine Kameraden anzurufen: sie möchten ihn doch mitnehmen, ihn doch nicht in die Hände des Feindes fallen lassen. Vergebens! In dem fortwirbelnden Rückzuge denkt jeder nur an sich. Vergebens bietet Prinz Louis einen Preis für die Rettung des um Hülfe Schreienden. Keiner getraut sich, um den Verwundeten zu holen, auf den bereits geräumten Kampfplatz zurück, angesichts der Gefahr,

von den immer näher krachenden Schüssen des Feindes getroffen zu werden.

„Nun denn," ruft Prinz Louis, „wenn keiner von euch sich des armen Kameraden erbarmen will, ich werd Euch zeigen, was Soldatenpflicht ist."

Und ohne auf die dicht und dichter fallenden Kugeln des unaufhörlich feuernden Feindes zu achten, stürzt Prinz Louis, er allein von allen, auf die leere Stätte zurück, wo der Verwundete liegt, dem Feinde jetzt schon näher, als seinem Regiment. Eine Strecke von mehr als vierzig Schritten hat der Prinz zu durchrennen, unter den Augen des vordringenden Feindes, dessen Schüsse nun alle auf ihn zielen, auf den an der Uniform kenntlichen, den hundertfachen Tod herausfordernden preußischen Offizier. Doch unter allen diesen Kugeln scheint keine für den kühnen Prinzen gegossen; wider aller Erwarten glückt es ihm, den verwundeten Soldaten aus dem Feuer der feindlichen Schüsse zu seinem Regiment zurückzutragen. Eine Denkmünze feierte nachher die That: die Medaille zeigt auf der Vorderseite des Prinzen Brustbild und auf der Rückseite, wie er den verwundeten Soldaten vom Boden aufnimmt, mit der Umschrift: „Östreichs Krieger dankt ihm das Leben." Seine Bravour machte den Prinzen zum Liebling des Heeres. Der östreichische Gesandte Fürst von Reuß sprach ihm damals den Wunsch aus: er möge des Königs Fahnen mit denen des Kaisers vertauschen, unter welchen sich ihm die Aussicht auf die glänzendste Beförderung eröffne. Louis Ferdinand hat dies abgelehnt mit den Worten: „Ein preußischer Prinz darf nur in Preußen dienen. Es ist das seit dem großen Kur-

fürsten eine Ehrenpflicht seiner Nachkommen: ich möchte sie am wenigsten verletzen. Ja, selbst wenn man mir einen fremden Thron antrüge, ich würde im Zweifel sein, ob ich ihn annähme. Jedenfalls würde es nur dann geschehen, wenn es mit des Königs Willen und dem davon unzertrennlichen Wohle des Vaterlandes übereinstimmte."

Diese treue vaterländische Gesinnung hat Prinz Louis Ferdinand in der Folge bei Saalfeld mit seinem Blute besiegelt. Dennoch scheute Napoleon sich nicht, ihn noch im Sarge mit den gehässigsten Verleumdungen zu verfolgen, ihn darin zum Leidensgenossen der schuldlos geschmähten Königin machend. So findet die Heldengestalt dieses preußischen Prinzen wohl mit Recht eine Stelle in der Fürstengruppe und in der Fernsicht auf die Mitwelt, die dem Lebensbilde der Königin Luise als Hintergrund dienen müssen, wenn anders deren Erscheinung aus dem Rahmen ihrer Zeit hervor in ihr volles Licht treten soll. —

Die letzte Schlacht, welche die Preußen unter den Augen ihres Königs im Rheinkriege schlugen, war die bei Pirmasens; sie warfen dort am 14. September 1793 die Franzosen siegreich von den Höhen zurück. Der Feind ließ 400 Tote, 2000 Gefangene und 98 Kanonen auf dem Platze. Was dem König die Lust an dem ferneren Feldzuge verleidete, war der Verdruß über die zaudernde, schleppende, oft mitten im Siege Halt machende Kriegführung. Dazu des östreichischen Ministers Thugut intrigante Politik, die später selbst den Kaiserlichen Oberfeldherrn, den Prinzen von Koburg, dahin brachte, „den Stab niederzulegen, den er gern mit Lorbeeren umwunden dem Kaiser

überreicht hätte." — Am 29. September schied der König von seinem Heere. „Lebt wohl, Kinder!" rief er den aufgestellten Truppen zu. Ein dreimaliges donnerndes „Vivat hoch!" gab ihm das Geleite.

Der Kronprinz hatte bis dahin das erste Bataillon Garde kommandiert. Jetzt übernahm er den Befehl über das ganze Corps, welches Landau belagerte. Zwei Monate darauf rief der König auch seine Söhne aus dem Felde. Am 27. November übergab der Kronprinz das Kommando dem General-Lieutenant von Knobelsdorf und trat mit dem Bruder die Heimkehr an. Beide begrüßten unterwegs die fürstlichen Bräute und trafen am 8. Dezember in Berlin ein, wenige Stunden nach dem Tedeum, mit welchem die Hauptstadt soeben den preußischen Sieg über die Franzosen in dem dreitägigen Treffen bei Kaiserslautern gefeiert hatte. Des Kronprinzen Palais, in welchem Friedrich Wilhelm hernach als König lebte und starb, war unterdessen neu eingerichtet worden: es stand schon zur Aufnahme des jungen Fürsten-Paares bereit.

Acht Tage nach ihres Verlobten Ankunft in Berlin schied Luise nebst ihrer Schwester aus dem Familienkreise in Darmstadt, um sich mit ihrer Großmutter, der verwitweten Landgräfin, nach der Hauptstadt des Reiches zu begeben, zu dessen künftiger Königin sie auserwählt war. Die Prinzessinnen reisten von Darmstadt über Würzburg, Hildburghausen, Weimar, Leipzig und Wittenberg nach Potsdam, wo sie am 21. Dezember ankamen. Hier harrten die Prinzen der fürstlichen Bräute, während die Bürgerschaft die erlauchten Schwestern festlich einholte. Schon vor Potsdam, bei Baumgartenbrück, hatten sich berittene

Scharen im Schmucke der preußischen und mecklenburgischen Farben aufgestellt, um den Prinzessinnen den ersten Freudengruß darzubringen aus der Stadt, in der die Steine von der Größe Friedrichs sprechen, und von dessen Sanssouci hernieder sein Geist die Fürstentochter anwehte, die ausersehen war, eine Zierde seines Hauses zu werden. — Sechzehn Postillone, voran zwei Postsekretäre, bliesen den Prinzessinnen das erste Willkommen entgegen. Das Brandenburger Thor in Potsdam, dieser schöne, von korinthischen Säulen getragene Triumphbogen auf dem Wege nach Sanssouci, (nach Friedrichs eigenem Entwurfe erbaut) war heute von den Bürgern noch mit einer besonderen Ehrenpforte verziert. Die vor diesem Thore westwärts laufende Allee, bis dahin die Brandenburgerstraße genannt, heißt seitdem die Luisenstraße, der freie Platz dort, jetzt mit einem Springbrunnen verschönert, der Luisenplatz. Beim Einzuge der Prinzessinnen an dem früh dunkelnden Winterabend strahlten alle Fenster im Freudenschein; die Straßen lagen im weithin glänzenden Fackellichte. Gar stattlich paradierte dabei das Schlächtergewerk von Potsdam; in braunen Röcken mit goldenen Achselbändern, in roten, goldverbrämten Atlaswesten und rotbefiederten Tressenhüten mit Cocarde ritten die Meister auf rotgedeckten Pferden mit krummen Husarensäbeln einher, voran drei schmetternde Trompeter und die wehende Gewerksfahne. In froher Erinnerung daran hat die Königin Luise 1804 der ehrsamen Innung, als die alte Standarte abgetragen war, ein neues schmuckes Gewerksbanner verliehen.

Der Einzug in Berlin ging am 22. Dezember

vor sich. Der Kronprinz und Prinz Ludwig, ihren Bräuten von Potsdam her vorauseilend, um sie auf dem Königsschlosse in Berlin zu empfangen, trafen mittags dort ein. Die Hauptstadt war schon von früh an in freudiger Bewegung; in Schöneberg (dem nächsten, nur eine halbe Meile von Berlin entfernten Dorfe auf der Straße nach Potsdam) standen von 10 Uhr morgens an die Zünfte, Gilden und Korporationen, um dem Staatswagen der Prinzessinnen bis nach Berlin voran zu reiten. Sechs Königliche Postsekretäre, an der Spitze von vierzig blasenden Postillonen, alle neu uniformiert, sollten den Festzug von Schöneberg aus eröffnen. Daran reihten sich ein Corps der Frachtfuhrleute, blau gekleidet; das Schlächtergewerk von Berlin in blauen Röcken; die Schützengilde, grün mit Pfirsichblütenfarbe; eine Schar Berliner Bürgersöhne in altdeutscher Rittertracht; die vereinigte Brauer- und Brenner-Gilde in blauen Röcken; zwei Züge junger Kaufleute und zum Beschluß die Kaufherren von den drei Gilden der Kaufmannschaft, in Blau mit Hochrot. Jenseit des Dorfes Schöneberg aufgestellt, machten sie mit gezogenem Degen zur Linken am Rande der Chaussee Front gegen diese hin; zur Rechten aber an der Fahrstraße hielt ein Teil der Königlichen Garde du Corps in großer Uniform. Außerdem war von jedem der verschiedenen Hofstaaten in Berlin ein Kavalier zum Empfang der Prinzessinnen nach Schöneberg gesandt, nachdem die ihnen zugeordneten Hofstaaten schon am 20. Dezember nach Potsdam abgegangen waren, um sofort dienstbereit zu sein. Es bestand der damalige Hofstaat Luisens aus der Oberhofmeisterin

Frau Sophie Wilhelmine von Voß, geborenen von Pannewitz, den beiden Hofdamen von Vieregg und dem Kammerherrn von Schilden. Sie alle sind bis zu dem Tode der Königin in diesen Ehrenämtern geblieben.

Der alten Hofsitte gemäß sollten dem Staatswagen der einziehenden Prinzessinnen mehrere Kammerherren voranfahren. Doch einige der Berliner Gilden wollten sich diese Anordnung nicht gefallen lassen, weil es dann so aussehen könne, als seien sie die Vorreiter der Kammerherren; sie begehrten, der Wagen der Prinzessinnen Bräute solle der allererste in der Reihe sein. Vergebens suchten die Hofbedienten ihnen das auszureden. Die Bürger blieben dabei: „Wir holen die Prinzessinnen Bräute ein, und nicht die Kammerherren." Endlich bewog der Hofmarschall des Kronprinzen (der nachmalige Oberhofmarschall von Massow) die Kavaliere, den Bürgern nachzugeben und durch den Verzicht auf jene althergebrachte Förmlichkeit den drohenden Hader zu stillen. —

Aus Potsdam, wo ihnen ein Festzug das Ehrengeleit gab, kamen die Prinzessinnen um ein Uhr mittags nach Schöneberg. Schon aus der Ferne von dem Jubelrufe der Volksmasse begrüßt, die von Berlin nach Schöneberg geströmt war, um dann im Gefolge der Prinzessinnen nach Berlin zurückzufluten; im Vorüberfahren von den berittenen Bürgerzügen links und der Garde du Corps rechts salutiert, hielten sie dicht vor dem Dorfe. Während hier dem Wagen der fürstlichen Bräute ein neues Gespann von acht Pferden aus dem königlichen Marstalle vorgeschirrt wurde, zogen alle berittenen Corps in schmalen

Reihen vorüber, ihre Führer nahten sich dem Kutschenschlage und baten die Prinzessinnen um die Genehmigung, ihnen vorreiten zu dürfen. Etliche überreichten dabei Gedichte, und die natürliche Huld, mit der Luise die ersten Festgaben ihrer zukünftigen Residenz hinnahm, die sinnigen Worte, die sie den Bürgern zu sagen wußte, das Seelenvolle, das aus ihrem anmutigen Wesen sprach, legte schon hier den ersten Grund zu jenem Denkmale treuer Liebe und Verehrung, welches Luise sich als Preußens Königin in ihres Volkes Herzen erbaute, so unerschütterlich fest, daß selbst die eiserne Hand, die nachmals Deutschland knechtete, und die ihr das Herz gebrochen, ihr das frühe Grab gegraben hat, dieses Denkmal nicht zu zerstören vermochte. —

In Berlin wurden die Prinzessinnen am Potsdamer Thore vom Magistrat empfangen: im Namen der Residenz hieß er sie willkommen. Die Leipziger Straße hinauf bis an die Ecke der Wilhelmsstraße hatten sich vier Kompanien der bewaffneten Berliner Bürger-Brigade in zwei Reihen aufgepflanzt, sie begrüßten die Ankommenden mit klingendem Spiel und winkenden Fahnen. Tausende von Zuschauern füllten dahinter die Straße und die Häuser. Kopf an Kopf drängte sich; ein brausendes Jubelgeschrei scholl den jungen Fürstinnen entgegen. Unmittelbar hinter ihrer Staatskutsche fuhren die beiden Familienwagen; darin saßen ihre Großmutter, ihr Vater und ihr Bruder, frohe Augenzeugen des allgemeinen Frohlockens. Gleichsam als Eroberinnen, als Siegerinnen zweier Fürstenherzen des preußischen Königshauses hielten die beiden Prinzessinnen Bräute ihren Einzug in

Berlin. Kein Wunder, wenn dieser Einzug sich zu einem förmlichen Triumphzuge gestaltete, von dessen Feier damals die Zeitungen nicht nur Deutschlands, sondern Europas voll waren. — Die Wilhelmsstraße entlang bis dahin, wo sie Unter den Linden ausmündet, waren zu beiden Seiten Geländer gezogen; sie erschienen wie notwendige Uferdämme eines durch sie in Schranken gehaltenen Menschenmeeres. Innerhalb dieser Barrieren standen die übrigen zweiundzwanzig Kompanien der damaligen Berliner Bürgerwehr. In kriegerischer Weise begrüßten sie die Vorüberfahrenden, schwenkten dann von rechts und links zusammen und reihten sich dem Zuge an. Der Brennpunkt aber, worin alle Strahlen der Festlichkeiten zusammenflossen, war Unter den Linden, am Ausgange der Allee, dort, wo heute auf der einen Seite des Kaisers und Königs Wilhelm Palais, auf der andern Seite das Universitätsgebäude steht, das letztere damals noch des Prinzen Heinrich Palais und erst später, in dem Todesjahre der Königin, zum Sitz der neu gestifteten Hochschule geweiht. Dort, an der nämlichen Stelle, wo Friedrich Wilhelm III. kurz vor seinem Sterben den Grundstein zu des großen Königs Denkmal legen ließ, dort war zur Feier jenes 22. Dezember 1793 eine prächtige Ehrenpforte erbaut, mit festlichen Sinnbildern nach der Angabe Ramlers, des Sängers Friedrichs, des deutschen Horaz, wie seine Zeitgenossen ihn nannten.

An dieser Ehrenpforte in Form eines mächtigen Triumphbogens standen dreißig Knaben von der französischen Kolonie, sämtlich in grünen Festkleidern und mit Blumengewinden. Daneben vierundvierzig

Mädchen, Töchter Berliner Bürger, in weißen Gewändern mit Rosenrot und mit grünen Kränzen in den Haaren, als Symbol der Unschuld, der Freude und der Hoffnung. Aus ihrer Mitte wurde der Prinzessin Braut des Kronprinzen ein Festgedicht überreicht. Es schloß:

Und Du erscheinst; es tönt Dein Lob von tausend Zungen,
Als unsrer Treue erster Sold.
O nimm sie freundlich hin, die reinen Huldigungen,
Die unser Herz Dir willig zollt.
Vergiß, was Du verlorst; es soll ein schönres Leben
Dir dieser Festtag prophezeihn.
Heil Dir! Der künftgen Welt wirst Du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter sein!

Die Sprecherin dieser Verse war eine kleine liebliche Mädchengestalt, und des Kindes natürliche Anmut entzückte Luise so, daß sie sich im raschen Zuge ihres bewegten Herzens zu dem Mädchen nieder neigte, es in ihre Arme schloß und es küßte. Welche Überraschung für die Oberhofmeisterin, der die gemessenen Formen der Etikette zur andern Natur geworden waren. „Mein Himmel!" seufzte sie, „was haben Ew. Königliche Hoheit gethan? Das ist ja gegen alle Etikette!" — „Wie?" war die harmlose Entgegnung Luisens, „darf ich das nicht mehr thun?" Und in dieser Antwort verkündete sich eine so reine Natürlichkeit, fern von aller zur Schau getragenen Würde und doch zugleich durch eine wahrhaft geistige Vornehmheit gehoben, daß alle, die das sahen und hörten, sich sagen konnten: Luise wird nicht allein die Königin, sie wird auch die Mutter des Landes werden! —

Von jener Ehrenpforte bis zum Schlosse an dem

Opernhause vorbei, von dessen Freitreppe herab eine dicht gedrängte Zuschauermenge heute das schönste und volkstümlichste Schauspiel hatte, erstreckten sich noch zwei Reihen Berliner Gewerke mit ihren Fahnen und Zeichen. Sie hielten eine Gasse offen für den Zug und gliederten sich dann gleichfalls an. Erst um drei Uhr nachmittags betraten die Prinzessinnen Bräute das Schloß. Hier empfingen der Kronprinz und der Prinz Ludwig die voll Sehnsucht Erwarteten. Der König stellte ihnen den versammelten Hof vor und führte sie der regierenden Königin und der Königin Witwe zu. In den Zimmern Ihrer Majestäten verweilten sie bis zur Tafel.

Friedrich Wilhelm II. hatte dem festlichen Zuge von einem Fenster des Schlosses aus entgegengesehen. Er freute sich über die dabei herrschende Ordnung; denn die Bevölkerung der Hauptstadt wurde heute noch durch viele schaulustige Fremden vermehrt, und diese Volksmasse schob sich nur innerhalb weniger Straßen und Plätze hin und her. Gleichwohl geschah in diesem Gedränge von Menschen, Pferden und Wagen weder ein Unfall noch eine Störung. Für diese musterhafte Haltung sprach der König der Berliner Bürgerschaft schriftlich seine freudige Anerkennung aus, und er hat dem Kabinetts-Sekretär dabei ausdrücklich eingeschärft: „Es muß ja darin gesagt werden, daß ich die Ordnung bewundert habe.“

Die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Luise erfolgte zwei Tage darauf, am 24. Dezbr., am heiligen Weihnachtsabend des Jahres 1793. Und Preußens zukünftiger Monarch, konnte er seinem Herzen, seinem Königshause und seinem Volke wohl

ein schöneres Christgeschenk machen, als dadurch, daß er seinem Herzen eine Gemahlin, dem Hause seiner Väter eine Tochter und seinem Volke eine Fürstin wie Luise gab?

Der König wollte, daß die Bürger von Berlin so viel als thunlich an dem frohen Familienfeste teil nähmen. Er hatte befohlen, eine möglichst große Anzahl von Einlaßkarten zu den Gemächern des Schlosses auszugeben. Indes diese fielen zumeist in die Hände Königlicher Beamten, welche die Feierlichkeit durch ihr Erscheinen in den Staatsuniformen zu verherrlichen vermeinten. Es fiel nun dem König auf, daß er gar so wenige in bürgerlicher Tracht unter den Anwesenden bemerkte. Er äußerte seinen Unwillen über die falsche Auslegung des Befehls. „Seht wohl noch nicht genug gestickte Kragen um euch?“ zürnte er. „Ich will auch bürgerliche Hochzeitkleider sehen: übermorgen werden gar keine Karten ausgegeben und alle zugelassen, die einen ganzen Rock anhaben.“ Dieser Befehl ward dann bei der am 26. Dezember gefeierten Vermählung des Prinzen Ludwig mit der Schwester Luisens streng befolgt. Nun waren aber die Gemächer im Schlosse so mit Zuschauern aus allen Ständen angefüllt, daß nur mit Mühe ein schmaler Durchgang für die hohen Herrschaften blieb. Der König selbst geriet dadurch in die Enge. Denn Friedrich Wilhelm II. war bekanntlich von sehr stattlicher, hoher Gestalt. In seiner schlank aufgeschossenen Jugend ein königlich schöner Mann, der gleich dem ersten Könige Saul ein Haupt länger war, denn alles Volk, hatte er mit den Jahren an Rundung zugenommen. Die

enge Gasse, welche die heute wirklich ohne Karte eingelassenen bürgerlichen Zuschauer in den königlichen Gemächern allein noch offen ließen, drohte also für seine Person am beschwerlichsten zu werden. Doch als der König gewahr wird, wie dieser Engpaß an einer besonders von Neugierigen belagerten Stelle ganz außer räumlichem Verhältnis steht zu seiner natürlichen Breite, da besinnt er sich kurz: anstatt gerade aus zu gehen, windet er sich seitwärts durch, den linken Ellenbogen voran und mit der rechten Hand seine Dame, die verwitwete Königin führend, indem er den Bürgern gemütlich zuruft: „Braucht euch nicht zu genieren, Kinder! Der Hochzeitvater darf sich heute nicht breiter machen, als die Brautleute.“ — Keine Anekdote (so schreibt ein damaliger Berichterstatter) gereicht zugleich dem König und den Berlinern wohl so zur Ehre, als eben diese. Er wußte, daß der Krieg, aus dem er soeben zurückkam, das Band zwischen König und Unterthanen nur noch fester geschlungen hatte. Die Berliner betrugen sich auch, wie es von ihnen als treuen Brandenburgern zu erwarten stand. Unter der Menge von vielen Tausenden fiel auch nicht eine Unordnung vor, vergaß auch nicht einer die Ehrfurcht, die er dem Königlichen Hause schuldig sei, und die Sittsamkeit, die er in diesen Zimmern zu beobachten habe. In den freudigen Blicken, womit der König die Umstehenden auf beiden Seiten, die Geringeren wie die Vornehmen, den ganzen Weg durch die Zimmer des Schlosses entlang begrüßte, sah man, daß er sich jetzt, mitten unter allen Klassen seines Volkes, doppelt glücklich fühlte. —

Die Vermählung selbst ging in der bei Hofe gewohnten Weise vor sich. Abends um sechs Uhr hatten alle in Berlin anwesenden Prinzen und Prinzessinnen sich in den Gemächern der Königin versammelt. Hier wurde Prinzessin Luise mit der Diamantenkrone zur königlichen Braut geschmückt. Von da ging der Hof in die Gemächer der Königin Witwe, holte sie als Zeugin zu der Vermählung ihres Großneffen und schritt mit ihr in den weißen Saal, der zwei Jahre zuvor eine ähnliche Doppel-Vermählung gesehen hatte (die der Prinzessin Friederike mit dem Herzog von York und die der Prinzessin Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Oranien). Mitten im weißen Saale wölbte sich der kostbare Thronhimmel von purpurnem Sammet mit den eingestickten goldenen Kronen. Unter diesem Baldachin stand der Tisch, der als Brautaltar diente, davor ein sogenannter Trauschemel, beide gleichfalls mit purpurnem Sammet bekleidet. Der Ober-Konsistorial-Rat Sack, der den Kronprinzen getauft und konfirmiert hatte, traute das Brautpaar. Im Augenblick, da die Hände der Verlobten nach dem feierlichen Brauch der evangelisch-reformierten Kirche zusammengefügt wurden, donnerten auf ein von des Schlosses Fenstern aus gegebenes Zeichen zweiundsiebzig Kanonenschüsse im Lustgarten: sie verkündeten dem Volke die Stiftung des fürstlichen Ehebundes.

Aus dem weißen Saale bewegte sich nun der Brautzug nach den großen Kammern neben dem Rittersaale. Hier setzte der Hof sich zu dem herkömmlichen Spiele nieder, verweilte bis gegen neun Uhr und ging dann zur Tafel, die in dem Ritter-

saale unter einem Baldachin von rotem, goldgesticktem Sammet gedeckt stand. Nach aufgehobener Tafel (sie währte nicht länger als eine Stunde) kehrte der Brautzug in den weißen Saal zurück. Hier endeten die Festlichkeiten mit einem Fackeltanz, zu dem der damalige Stabstrompeter der Garde du Corps die Musik komponiert hatte. Zuerst machte das Brautpaar mit seinem Gefolge die Runde; danach forderte die Braut durch eine Verneigung den König und die Königlichen Prinzen der Reihe nach zu diesem Tanze auf, während der Bräutigam nacheinander die beiden Königinnen und die sämtlichen Prinzessinnen engagierte. —

Die Berliner Bürgerschaft war willens, den Abend der Vermählung durch eine festliche Erleuchtung der Hauptstadt zu feiern. Doch der Kronprinz verbat sich diese Illumination mit den Worten: „Wird mich mehr freuen, wenn diejenigen Bürger, die es übrig haben, das für die Erleuchtung bestimmte Geld zusammenschießen und es lieber als Unterstützung für die Witwen und Waisen der im Kriege Gebliebenen opfern.“ So unterblieb die Illumination; aber um so freudiger leuchteten die Dankesblicke der beschenkten Witwen und Waisen. Für sie wurde die am Weihnachtsabend gefeierte Hochzeit des Kronprinzen eine so unverhoffte wie reiche Christbescherung; der König, die Prinzen und Prinzessinnen, alle hatten ansehnliche Summen beigesteuert.

Am nächsten Morgen, am ersten Weihnachts-Feiertage, fuhren die Neuvermählten vom Schlosse aus im feierlichen Geleite des Hofes nach der Domkirche. Hier wohnten sie dem Gottesdienste bei.

Nach dem Segen begaben sie sich aus dem Hause des Herrn in ihr Palais. Die Festlichkeiten der Vermählung des Kronprinzen und des Prinzen Ludwig dauerten bis zum neuen Jahre 1794. Fouqué, als Jüngling Augenzeuge derselben, sagt davon: „Die Ankunft und Vermählung beider engelschönen Bräute der beiden ältesten Königssöhne, der Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz, gaben den Städten Berlin und Potsdam einen erhabenen Lichtglanz.“ Ein anderer berühmter Zeitgenosse, der damalige Hofbildhauer Johann Gottfried Schadow, aus dessen Meisterhand die berühmte Gruppe der fürstlichen Schwestern hervorging, schrieb als Mitlebender jener Tage: „Im Jahre 1794 hatte sich in Berlin ein Zauber verbreitet, welcher über alle Stände ausging, durch das Erscheinen der hohen Schwestern, Gemahlinnen der Söhne des Königs. Am Mainstrom erzogen, war ihnen die angenehmste der deutschen Mundarten zu teil geworden, und diejenigen, welche außer dem Anblick ihrer Wohlgestalt ihre Stimme hörten, waren davon begeistert. Es entstanden Parteien, welcher von beiden der Vorrang der Schönheit zukomme.“

Drittes Kapitel.

Die Kronprinzessin.

So hatte Luise gleich bei ihrem ersten Erscheinen als Braut die Hauptstadt mit dem Zauber ihrer Schönheit und Anmut erfüllt. Nun wurde ihre Ehe mit dem gleichgesinnten Kronprinzen das hohe, weithin durch das Land leuchtende Vorbild eines wahrhaft deutschen Familienlebens. Es war in solcher wechselseitigen reinen Liebe und Treue an den deutschen Fürstenhöfen leider immer seltener geworden, seitdem diese sich darin gefielen, der französischen Galanterie zu huldigen. Noch herrschte damals die Mode, daß vornehme Eheleute einander mit dem kalten, entfremdenden Sie anredeten. Aber der Kronprinz und die Kronprinzessin kehrten sich nicht daran; sie nannten einander Du und gaben damit dem Altare der deutschen Häuslichkeit den ersten Schmuck der alten Traulichkeit zurück. Der König äußerte sich darüber zu dem Kronprinzen: „Wie ich höre, nennst Du ja die Kronprinzessin Du.“ — „Geschieht aus guten Gründen“, war die Antwort, und weiter befragt, erklärte der Kronprinz lächelnd: „Mit dem Du weiß man doch immer, woran man ist; dagegen bei dem Sie ist immer das Bedenken, ob es mit einem großen S gesprochen wird oder mit einem kleinen.“ —

Die Neuvermählten lebten nur für einander, und gleichwie Luise sich nachher auf dem Throne als eine wahrhaft deutsche Königin bewährte, ebenso stand sie als Kronprinzessin ihrem Gemahl als eine echt deutsche Hausfrau zur Seite, darin ganz eines Sinnes mit Friedrich Wilhelm III., den man als König oft sagen hörte: „Bin von allen Seiten ohnehin schon genug beengt und molestiert; will wenigstens in meinem häuslichen Leben meiner Neigung folgen und die Freiheit und Unabhängigkeit haben, die jeder Privatmann genießt."

Nicht bei Hofe, vielmehr zu Hause fühlten der Kronprinz und seine Gemahlin sich recht heimisch. Wenn sie aus dem Geräusche eines Festes in die Stille ihres kleinen Palastes heimkehrten; wenn da die „Fürstin der Fürstinnen" (so nannte König Friedrich Wilhelm II. seine Schwiegertochter) die Prunkgewänder und die äußerlichen Zieraten abgelegt, wenn sie sich der aufgenötigten Künste der Toilette, wie sie damals Mode waren, entledigt hatte und dergestalt wieder in ihrer einfachen Natürlichkeit da stand: dann pflegte der Kronprinz die Gemahlin seines Herzens immer „wie eine in ihrer ursprünglichen Reinheit wiedergewonnene Perle anzuschauen." Ihre Hände in den seinigen haltend, seinen frohen Blick in das reine Blau ihrer Augen senkend, hat er in einem dieser glücklichen Augenblicke des häuslichen Wiederfindens ausgerufen: „Gott sei Dank, daß Du wieder meine Frau bist!" — „Wie?" fragte Luise lächelnd. „Bin ich denn das nicht immer?" — „Ach nein," versetzte Friedrich Wilhelm mit einem scherzhaften Seufzer, „Du mußt nur zu oft Kronprinzeß sein!"

Freilich die Frau Oberhofmeisterin suchte die Vornehmheit, welche Goethe allein in der Vermeidung alles Ungeziemenden findet, nur in der Heilighaltung steifer Förmlichkeiten. Sie war mit dem traulichen Tone, den der Kronprinz abweichend von der überlieferten Titulatur gegen seine Gemahlin anstimmte, gar nicht zufrieden. Sie nahm ängstlich jede Gelegenheit wahr, um Ihren Königlichen Hoheiten die guten Lehren des Hof-Ceremoniels angedeihen zu lassen. Eines Tages hielt sie dem Kronprinzen wieder einen französischen Vortrag über den Einfluß der Etikette auf die Weltgeschichte. „Nun gut," sagte der Kronprinz anscheinend ernsthaft, „will mich fügen. So melden Sie mich denn meiner Gemahlin und fragen Sie an, ob ich die Ehre haben kann, Ihre Königliche Hoheit die Kronprinzessin zu sprechen. Möchte ihr gern mein Kompliment machen und hoffe, sie wird es gnädigst gestatten."

Wer war glücklicher, als die Frau Oberhofmeisterin, die endlich die Ehre des Hofes gerettet sieht. Feierlichen Schrittes geht Ihre Excellenz zu der Kronprinzessin, um im Namen Seiner Königlichen Hoheit eine Audienz zu erbitten. Aber welche Überraschung für die Anmeldende, als sie beim Eintritt in Luisens Zimmer den Kronprinzen schon traulich bei seiner Gemahlin sitzen sieht.

„Sehen Sie, liebe Voß," ruft er ihr lachend entgegen, „meine Frau und ich, wir sehen und sprechen uns unangemeldet, so oft wir wollen und wünschen. Es ist das, denk' ich, auch in guter christlicher Ordnung. Sie sind eine charmante Oberhofmeisterin und sollen von nun an Dame d'Etiquette heißen." —

Auf ähnliche Weise erging es der würdigen Oberhofmeisterin bei einer festlichen Auffahrt des Hofes. Sie bezog sich auf ein Ceremonial-Gesetz, wonach Ihre Königlichen Hoheiten in einem sechsspännigen Staatswagen mit zwei Kutschern und drei Leibjägern in Gala erscheinen müßten. Der Kronprinz thut, als sei er von ihren Gründen bekehrt und überläßt ihr, alles nach ihrem Willen anzuordnen. Pünktlich hält ein sechsspänniger Staatswagen vor dem Palais. Aber anstatt selbst mit seiner Gemahlin einzusteigen, nötigt der Kronprinz die Oberhofmeisterin zuerst in die geräumige Karosse hinein. Er läßt den Kutscher mit der im eigenen Netze gefangenen „Dame d'Etiquette" abfahren und setzt sich mit seiner Luise in einen offenen, wie gewöhnlich nur mit zwei Pferden bespannten Wagen, der auf seinen geheimen Befehl hinter der Staats-Karosse hält.

So verschaffte Friedrich Wilhelm an der Seite seiner Luise sich auf scherzhafte Weise im häuslichen Leben die gewünschte „Freiheit und Unabhängigkeit eines Privatmannes". Es deutet dies auf die innere Fröhlichkeit, mit der das Glück seiner Ehe ihn erfüllte, und zugleich auf die heitere Ader, die ihm von Natur eigen war, und die jetzt in der „schönen Zeit der jungen Liebe" um so lebhafter pulsierte, je mehr sie sonst durch eine karge, teilweise sogar rauhe Erziehung gedämpft worden war. Er selbst erinnerte in der Folge seine Kinder an die trübe, gar nicht glänzende Jugend, die er durchlebt hatte: „Wollt immer hoch hinaus, bedenkt aber nicht, wie es mir in eurem Alter erging. Ich zu meinem Geburtstag erhielt mal ein Reseda-Töpfchen, sechs Dreier an Wert. Und

wollte mein Hofmeister mir ja etwas zu gute thun, dann führte er mich in einen Kaffeegarten und ließ mir da für einen, wenns hoch kam, für zwei Groschen Kirschen geben."

Doch die Leidensjahre, die aus dem Unglücksquell des Krieges von 1806 für Preußen und sein Königshaus entsprangen, auch für die Kinder Friedrich Wilhelms und Luisens wurden sie eine harte Schule ihres Jugendlebens. Man denke nur an jenen eigenhändigen Brief, in dem der bedrängte königliche Vater seiner ältesten Tochter, der nachherigen Kaiserin von Rußland, aus dem Felde einen Fünfthalerschein zu einem neuen Kleide nach Breslau schickt: sie möge damit vorlieb nehmen, mehr könne er für jetzt nicht entbehren. Erst in der Folge, als er diese schwere Prüfungszeit hinter sich hat und er die königlichen Kinder zu seiner Freude herangereift sieht, da umgiebt er sie mit dem Fürstenglanze, dessen er sich selbst in freiwilliger Entsagung entäußert. Aber auch dann noch wirft er gern einen mahnenden Rückblick auf seine prunklose Jugend. Als er einen seiner neuvermählten Prinzen fürstlich eingerichtet hat, bemerkt er: „Ja, alles ganz prächtig. Habe es nicht so gehabt, als ich Deine Mutter heiratete. Will nur wünschen, daß Du eben so zufrieden und glücklich lebst."

Am 10. März 1794 feierte Luise als Kronprinzessin ihr erstes Geburtsfest in Berlin. Es wurde für sie ein Tag hoher Freude. Der König schenkte ihr das Lustschloß in Oranienburg zum Sommersitze: seit dem Tode seines Vaters unbewohnt, war es jetzt auf seinen Befehl zur Aufnahme der gefeierten Schwiegertochter neu eingerichtet worden. Als Boten dieser

Königlichen Geburtstagsgabe erschienen abends Herren und Damen des Hofes in der Tracht und gleichsam im Namen der Bürgerschaft von Oranienburg. Sie überreichten der Kronprinzessin, der zukünftigen Herrin des Schlosses, dessen Schlüssel, mit sinnigem Fingerzeig darauf, daß Oranienburg seinen Namen ja auch einer Luise (der Gemahlin des großen Kurfürsten, einer Prinzessin von Oranien) verdanke. So werde die Ahnherrin des Schlosses sich freuen, wenn ihre erlauchte Enkelin und Namensverwandte des Jahres schönste Zeit dort am Ufer der Havel und im Schatten des lieblichen Parks verleben wolle. Aber je froher die Kronprinzessin sich selbst bei dieser Feier ihres Geburtstages fühlte, desto herzlicher drängte es sie, auch andere zu erfreuen. Als der König sie fragte, ob sie noch einen Wunsch habe, da wünschte sie sich noch eine Hand voll Gold, so groß um die Armen von Berlin eben so zufrieden zu machen. Lächelnd fragte Friedrich Wilhelm II.: wie groß denn das Geburtstagskind sich diese Hand voll Gold denke, und die Kronprinzessin — nie um ein treffendes Wort verlegen — sagte: „sie denke sich diese Hand voll Gold gerade so groß wie das Herz des gütigsten der Könige." Auf diese Weise erhielten die Armen der Hauptstadt eine reichliche Handvoll königlicher Spenden. Und wie als Kronprinzessin, ebenso hat Luise als Königin jede Gelegenheit wahrgenommen, ihre eigenen Freudenthränen mit den fremden Thränen des Dankes für ihre Wohlthaten zu vermischen.

Ihrer Dienerschaft gab sie zur Nachfeier ihres ersten Geburtstages in Berlin einen Freiball und ein Festmahl im englischen Hause. Jede der zur Diener-

schaft gehörigen Personen durfte nach Belieben einige Gäste dazu einladen, und als sie des Tags darauf hörte, es seien achtzig Gedecke gewesen, schalt sie scherzhaft, warum man das Hundert nicht voll gemacht habe. Wie klein auch diese Züge im einzelnen erscheinen mögen, sie geben zusammen doch ein sprechendes Bild der seltenen Leutseligkeit, die ihr als wahrhaft fürstliche Lebensart eigen war.

Der Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich hatte den Kronprinzen mit Luise zusammengeführt; nur wenige Wochen waren sie mit einander vereint: da rief der Aufstand in Polen den Kronprinzen von neuem ins Feld und trennte ihn von seiner jungen Gemahlin. Am 11. Mai 1794 rückte aus Potsdam das Regiment des Kronprinzen in Berlin ein; am 13. ging dieser mit seinem Bruder Ludwig zur Armee nach Südpreußen. Gleich im ersten Treffen, das Kosciuszko am 6. Juni bei Siedlce den Preußen lieferte, ward er von ihnen unter Anführung ihres Königs geschlagen. Zwei Tage darauf, am 8. Juni, verlor er die Schlacht bei Sczekocin gegen die vereinten Preußen und Russen. In Folge dieses Sieges fiel Krakau; und am 5. Juli rückte der Kronprinz mit seinem Corps zur Belagerung von Warschau vor. Am 27. Juli führte er bei der Erstürmung der starken Kreuzschanze von Wola die dritte Kolonne, der König die zweite. Die Kronprinzessin trug schwere Sorge um ihren im Felde stehenden Gemahl, der dort eben so kühn, wie vorm Jahre beim Sturm auf die französischen Schanzen zu Kostheim, den feindlichen Geschossen die Stirn bot. Doch in ihren Briefen an ihn spricht Luise ne-

ben dem Herzensergusse banger Sehnsucht schon den starken Seelenmut aus, den sie nachmals in des Vaterlandes Drangsal bewährt. Bei der Nachricht, daß der Kronprinz im Sturm auf Wola die nächste Kolonne hinter dem Könige auf die feindliche Schanze geführt, äußerte sie: „Ich zittre vor jeder Gefahr, der mein Mann sich aussetzt; aber ich sehe ein, daß er der erste nach dem König auf dem Throne, auch der erste nach ihm im Felde sein muß."

Am 22. September traf der Kronprinz aus dem Feldzuge gegen das aufständische Polen wieder in Berlin ein. Vierzehn Tage nach seiner Heimkehr wurde Luise am 7. Oktober 1794 von einer toten Tochter entbunden. Es war wohl die Folge eines unglücklichen Sturzes, den sie vor Schreck auf der kleinen Treppe im kronprinzlichen Palais erlitt — vor Schreck über den unvermuteten Anblick eines Fremden, dem der Hofmarschall in der Meinung, die Kronprinzessin sei schon ausgefahren, die Bitte gewährt, die Zimmer des Palais zu besehen. Luise soeben im Begriff die kleine Treppe hinabzugehen, sieht plötzlich den fremden Mann auf sie zukommen. Sie erschrickt, sinkt zusammen und stürzt die Treppe hinab — dieselbe Treppe, auf welcher einige dreißig Jahre nachher Friedrich Wilhelm III. das Unglück haben sollte, den Fuß zu brechen.

Um so höher war die Freude, als ein Jahr nach jenem Unfall, am 15. Oktober 1795 morgens um sechs Uhr die Kronprinzessin einem Prinzen das Leben gab, dem seinem Vater auf Preußens Thron folgenden König Friedrich Wilhelm IV. Er erblickte in Gegenwart seiner Großmutter, der Königin, das

Licht. Zweiundsiebzig Kanonenschüsse verkündeten der Residenz die frohe Botschaft; feierliche Deputationen brachten ihre Glückwünsche zu der Geburt des königlichen Enkels dar. Der Neugeborne wurde am 28. Oktober von dem Ober-Konsistorial-Rat Sack getauft. Die heilige Handlung geschah in dem Vaterhause des Täuflings, im Palais des Kronprinzen, unter dem Thronhimmel des Audienzzimmers. Friedrich Wilhelm II. hielt den Enkel, den die Prinzessin Auguste von Preußen in des Großvaters Arm legte, über die Taufe. Als Taufzeugen waren noch gegenwärtig: die Königin und die königliche Witwe Friedrichs des Großen; ferner der Prinz und die Prinzessin Heinrich, der Prinz und die Prinzessin Ferdinand von Preußen, des Täuflings Urgroßoheime und Urgroßtanten, sowie der nun regierende Herzog von Mecklenburg-Strelitz, der Großvater von mütterlicher Seite.

Im Sommer dieses Jahres (1795) wie im vorigen hatte Luise das ihr vom Könige zum Geburtstage geschenkte Lustschloß in Oranienburg bewohnt. Hier erlebte die gestrenge Frau Oberhofmeisterin von dem Frohsinn des jungen Fürstenpaares einen abermaligen Frevel gegen die bei jeder Gelegenheit von ihr gepredigte Grandezza, die der Kronprinzessin wie dem Kronprinzen wirklich so spanisch vorkam, daß beide sich gern über deren allzu gemessene Schranken hinwegsetzten. Eines schönen Sommertages kündigt die Kronprinzessin der Frau Oberhofmeisterin an, sie wolle mit dem Kronprinzen eine Spazierfahrt in den Wald hinaus machen. Sie ladet Excellenz dazu ein, und diese, mit allem Stolze

ihrer Stellung umgürtet, hat keine Ahnung von der beispiellosen Staatskutsche, in welcher diese Lustfahrt unternommen werden soll. Mit Entsetzen erblicken ihre Augen das vorgefahrene Fuhrwerk, das sich ganz einfach als eine jener ländlichen Equipagen vorstellt, die man hier und auch anderswo zu Lande einen — Leiterwagen zu heißen pflegt. Und auf diese ganz erschreckliche Karosse klettern Ihre Königlichen Hoheiten behende hinauf, ohne daß ein dienstfertiger Leibjäger im stande ist, den einsteigenden Herrschaften den Schlag auf- und zuzumachen. Vergebens wiederholt die Kronprinzessin ihre für die Oberhofmeisterin kurz zuvor noch so schmeichelhafte Einladung. Vergeblich vereinigt der Kronprinz sein freundliches Zureden mit dem seiner Gemahlin. Die „Dame d'Etiquette“ ist nicht zu bewegen, diesen Triumphwagen der frohen Laune des jungen Fürstenpaares zu besteigen. Mögen Ihre Königlichen Hoheiten immerhin aller Etikette Hohn sprechen oder vielmehr Hohn fahren: mindestens ihr, der Oberhofmeisterin, soll niemand nachsagen, daß sie sich zur Mitschuldigen dieses Greuels gemacht habe. Und so kutschieren denn der Kronprinz und die Kronprinzessin auf dem Leiterwagen ohne die „Dame d'Etiquette“ fröhlich von dannen, während diese auf die Mitfahrt verzichtet.

Bei alle dem aber fühlten Friedrich Wilhelm und Luise sich doch nicht recht behaglich in Oranienburg. Das Schloß war ihnen zu groß, die Umgebung zu geräuschvoll; sie sehnten sich nach einem schlichteren Landsitze, nach einer stilleren Häuslichkeit. Da erfuhr der Kronprinz durch den General von

Bischofswerder, daß das Landgut Paretz zu verkaufen sei. Er hatte es schon als Kind und späterhin öfter besucht, als der ehemalige Prinzen-Gouverneur Oberst-Lieutenant von Blumenthal sich dort zur Ruhe gesetzt. Er erinnerte sich gern der anmutigen Lage von Paretz an den Wiesen der Havel; er kaufte das Gut nebst dem dazu gehörigen Dorfe für dreißigtausend Thaler, die der König im Namen seines Sohnes zahlte, ließ dann unter des Hofmarschalls von Massow Aufsicht das alte gutsherrliche Wohnhaus abbrechen und an dessen Stelle ein neues bauen. Den Grundriß dazu lieferte der Oberbaurat Gilly, den neuen Park und Garten legte der Hofgärtner Garmatter an, und ausdrücklich befahl der Kronprinz, daß alles im einfach-ländlichen Stile gehalten werde. „Nur immer denken, daß Sie für einen schlichten Gutsherrn bauen," ermahnte Friedrich Wilhelm den Oberbaurat, übereinstimmend mit seinem späteren Scherze im fröhlichen Familienkreise, daß er, der König von Preußen, hier nur als Schulze von Paretz angesehen sein wolle. In demselben Sinne giebt Luise auf die Frage einer fremden Fürstin: „ob es Ihrer Majestät denn nicht langweilig werde, Wochen und Wochen in dieser ländlichen Einsiedelei zuzubringen?" die Antwort: „Ach nein, ich bin ganz glücklich als gnädige Frau von Paretz."

Wie ein reiner, frischer Luftzug aus diesem ländlichen Stillleben weht es in des General-Adjutanten v. Köckeritz Beschreibung davon. „Ich habe," schreibt er in einem Briefe vom 22. September 1798 an eine Verwandte, „ich habe mit unserer gnädigen Herrschaft auf ihrem Landgute Paretz, zwei Meilen von Potsdam

gelegen, frohe Tage verlebt. Wir haben uns ungemein divertiert und alles Angenehme des Landlebens in ganzer Fülle genossen, wobei die Jagd und Wasserfahrt die Hauptbelustigungen waren. Mein guter Herr würde auch noch nicht so bald das ruhige Landleben, wofür er mit seiner Gemahlin so viel Gefühl und Stimmung hat, mit dem quälenden Geräusch der großen Stadt verwechselt haben, wenn nicht Geschäfte seine Gegenwart erfordert hätten. Die guten Menschen genossen mit einem heitern Herzen so ganz das Einfache der Natur; entfernt von allem Zwange nahmen sie herzlichen Anteil an den naiven Äußerungen der Freude des Landvolkes, besonders bei dem fröhlichen Erntefeste. Die hohe, schöne königliche Frau vergaß ihre Hoheit und mischte sich in die lustigen Tänze der jungen Bauernsöhne und Töchter und tanzte vergnügt mit. Hier war im eigentlichen, aber besten Verstande Freiheit und Gleichheit; ich selbst dachte nicht daran, daß ich 55 Jahre zurückgelegt und tanzte gleichfalls mit, und so auch desgleichen, von unserm gnädigen Herrn dazu aufgefordert, die Frau Oberhofmeisterin von Voß, Excellenz. O, wie waren wir alle so glücklich!“

So der General-Adjutant Köckeritz. Er ist auch der Held jener vielerzählten Anekdote, in der die Königin Luise dem täglichen Tischgaste des Königs eine so gemütliche Aufmerksamkeit erweist. Sie wußte, wie gern ihr Gemahl seinen treuen Köckeritz um sich hatte. Sie sah es ungern, daß dieser dagegen sich immer so schnell entfernte, sobald er den letzten Teller geleert hatte. Sie forscht bei dem Könige, was denn den General immer so rasch von der kaum beendigten

Tafel forttreibe, erhält aber darauf die Antwort: „Laß Du den alten Mann in Ruhe; der muß nach Tisch seine häusliche Bequemlichkeit haben.“ Sie forscht weiter und erkundet richtig den Magnet, der den alten General immer so unwiderstehlich aus der königlichen Tischgesellschaft fortzieht. Als nun dieser eines Mittags (es war im traulichen Paretz) sich abermals geschwind beurlauben will, da naht auf ihren Wink ein Diener, in der einen Hand eine gestopfte Pfeife, in der andern einen brennenden Wachsstock und einen Fidibus, während sie mit feinem Lächeln sagt: „Nein, lieber Köckeritz, heute sollen Sie uns nicht wieder desertieren. Heute mögen Sie hier bei uns Ihre gewohnte Pfeife rauchen.“ Sie erzählt dem König, wie sie glücklich herausgebracht, warum der alte Adjutant immer so früh von der Tafel flüchte: die geheime Triebfeder sei eben keine andere, als die liebe Gewohnheit, zum Nachtisch seine Pfeife zu rauchen.

Freilich in den hohen Rahmen eines Palastes hätte dies glanz= und zwanglose Familienbild nicht gepaßt. Auch zeigte das Schloß in Paretz, seiner ganzen Anlage und Einrichtung nach, das Ansehen eines traulichen Landhauses. Man sah da keine kostbaren Möbel, keine prächtig bekleideten Wände, keine reich gestickten Teppiche, keine seidenen Decken, keine sammetnen Vorhänge, keine goldenen und silbernen Gerätschaften — Alles ohne Prunk und Schmuck, auch die Garten=Anlagen mehr durch die freie Natur, als durch Kunst getrieben.

Und nicht nur in den hellen Sonnentagen ihres Glückes, auch dann, als die schwarzen Wolken des Un=

glücks ihren heitern Himmel trüben, flüchtet sie „voll Sehnsucht nach Grün“ in die Stille der Natur und schöpft aus deren ewig jungem Born eine innere Erfrischung: denn die feste Beständigkeit der Natur in allem äußern Wechsel erschien ihr als ein Symbol der Weltordnung Gottes, welche, an sich unwandelbar, durch Raum und Zeit wandelnd sich im Raume als Schöpfung, in der Zeit sich als Geschichte offenbart. „Ich muß,“ sagte Luise, „den Saiten meines Gemütes jeden Tag einige Stunden Ruhe gönnen, muß sie dadurch gleichsam von neuem aufziehen, damit sie den rechten Klang behalten. Am besten gelingt mir dies in der Einsamkeit; aber nicht im Zimmer, sondern in den stillen Schatten der freien, schönen Natur. Unterlasse ich das, dann fühl ich mich verstimmt, und das wird nur noch ärger im Geräusche der Welt.“

So war ihre Freude an „der freien, schönen Natur“ nicht eine Zerstreuung, nein, eine Sammlung ihres tiefen, klaren Gemütes. Dieses bezeugt sich darin gleichfalls als ein echt deutsches, wenn anders solche seelenhafte Gemütsart wirklich als ein unverwüstlicher Grundzug des deutschen Volkscharakters gelten darf. Auch unter diesem Gesichtspunkte erscheint daher die Ehe Friedrich Wilhelms und Luisens als die glücklichste Mischung des nördlichen und südlichen Naturells unseres Deutschlands: der König in seiner mehr zurückhaltenden, ruhigen Persönlichkeit stellt das kühle, bedachtsame Wesen des Norddeutschen vor Augen, das, wie ein volkstümlicher Ausdruck sagt, es an sich kommen läßt; wogegen sich in der lebhaften, feurigen und an sich glänzenden

Erscheinung der Königin das leichter bewegliche Naturell der Süddeutschen offenbart, das sich rascher gehen läßt, schneller Vertrauen faßt und einflößt, daher auf den ersten Blick anziehender wirkt.

Als „gnädige Frau von Paretz" pflegte Luise besonders das Erntefest im ländlichen Sinne mitzufeiern. Sobald die Herrschaften sich von der Mittagstafel erhoben hatten, nahten sich die festlich angethanen Schnitter und Schnitterinnen vom Amte her. Geschart um ihr Feldbanner, den reichbebänderten Erntekranz von Ähren und Blumen, schritten sie nach dem Takte der Dorfmusik auf's Schloß. Dort auf dem freien Schloßplatze hielt der Zug und stellte sich in einen Halbkreis. Der königliche Gutsherr trat heraus, hörte die an ihn gerichtete Rede der Großmagd freundlich an und schickte dann die Sprecherin mit der Erntekrone hinein ins Schloß, zu seiner Gemahlin. Bald erschien sie selbst, die holde „gnädige Frau von Paretz," und nun ging der Tanz los. Das königliche Paar mischte sich in die Reihen der Landleute, die Herren und Damen des Hofes folgten dem hohen Beispiele. Sogar die Oberhofmeisterin von Voß mußte sich auf diesem Bauernballe mitdrehen — übrigens (so schreibt der alte Schadow von ihr) merkwürdig nicht allein durch ihre strenge Beobachtung der Etiquette, sondern auch durch ihren unzerstörbaren Humor und durch die Güte ihres Herzens. — Den ersten Tanz spielten die Tonkünstler des Dorfes, den zweiten die königlichen Tafelmusiker, die Garde-Hautboisten von Potsdam. Ihre Blas-Instrumente wirken wie das Zauberhorn des Oberon auf das junge Landvolk. Die Burschen und Mädchen kommen erst wieder zu

Atem, wenn er den Hautboisten ausgegangen scheint, und diese eine Pause machen. Auf das Zeichen der nun wieder in ihr Vorrecht tretenden Dorfkapelle gliedert sich der Zug von neuem; er marschiert wieder dahin, woher er gekommen, nach dem Amte. Aber nur, um dort auf dem heute als Tanzboden dienenden freien Platze den vor dem Schlosse eröffneten Ernteball im Schweiße des Angesichts fortzusetzen, angefeuert durch den Anblick der königlichen Herrschaften: sie sind dem fröhlichen Landvolke aus dem Schlosse ins Amtshaus nachgegangen und schauen jetzt vom offenen Fenster aus dem muntern Treiben mit ersichtlicher Ergötzung zu. Neben diesem bäuerlichen Tanzvergnügen im Freien war Ball im Speisesaale des Schlosses für die Hofleute. Dort ließ der König die Hautboisten aufspielen. Auch anständige Fremde, wie ihrer viele aus der Umgegend herbei strömten, erhielten durch den Hofmarschall die Königliche Einladung zu dem Schloßball. Punkt 11 Uhr war der Kehraus. Vorher aber machten der König und die Königin noch die Runde durch den Saal: sie ließen sich die Fremden vorstellen, äußerten ihre Freude über die zahlreichen Gäste und den Wunsch, sie übers Jahr wieder zu besuchen.

So wurde das stille Paretz am Tage seines Erntekranzes mehr und mehr ein anziehender Wallfahrtsort für nah und fern. Eine Stadt von Buden erbaute sich zu dem Volksfeste in dem kleinen Dorfe, eine von Käufern und Verkäufern belebte Herbstmesse, ohne im Kalender vorgemerkt zu sein. Und wie in Berlin auf dem Weihnachtsmarkt, so erscheint Luise in Paretz auf dem Jahrmarkt mitten in dem

fröhlichen Gedränge. Sie kauft Körbe voll Eßwaren von Backwerk, sie läßt sie herumreichen und nötigt alt und jung damit vorlieb zu nehmen. Es sei so gut, als man es auf dem Dorfe haben könne. Eine lächelnde Glückssonne für die: „Frau Königin! Frau Königin, mir auch was!“ schreiende Kinderwelt, führt sie die Knaben, die Mädchen an die Spielbuden, wo um Honigkuchen und Pfeffernüsse gewürfelt wird. Sie kauft die großen Lose für die Kleinen und freut sich mit ihnen des schmackhaften Gewinnes. Ein andermal (es war im Jahre 1802, und der damalige Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin mit seiner Gemahlin gerade zum Besuche in Paretz) läßt sie die Dorfkinder sämtlich neu einkleiden zum Erntekranze, und als nun die Knaben und Mädchen dem Zuge voran aufs Schloß kommen, um der königlichen Geberin zu danken, da macht sie das so glücklich, als sei sie selbst die am reichsten Beschenkte, und sie äußert zum König das Gefühl ihres Herzens durch das göttliche Wort: „Es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder!“

Es war ihre geistig vornehme Art, auch ein scheinbar unbedeutendes Thun durch einen höhern Sinn zu adeln. Jene trauten Tage, welche Friedrich Wilhelm mit ihr in Paretz verlebte, blieben ihm unvergeßlich. Das beweist seine fortdauernde Vorliebe für diesen stillen Landsitz. Das bekunden die Denkzeichen, mit denen er nachher die Stätten schmückt, wo die Heimgegangene am liebsten geweilt, wo ihr Fuß zum letzten Male den Boden berührt hat. In Paretz war es auch, wo Friedrich Wilhelm seinem verewigten Bruder, Schwager und Jugendfreunde,

dem Prinzen Ludwig, ein Grabmal mauern ließ, jene antike Gruft neben der Grotte unter dem kleinen japanischen Lusthause, mit der steinernen Inschrift: „Er ist nicht mehr!“

Des Prinzen Ludwig schnelles Hinsterben am 28. Dezember 1796, nach einem Krankenlager von wenigen Tagen am Nervenfieber, war der erste der drei Todesfälle, die das Königliche Haus in kaum Jahresfrist heimsuchten. Drei Jahre und zwei Tage vor seinem Entschlafen hatte Prinz Ludwig seine Vermählung mit der Schwester Luisens gefeiert. Nun hinterließ er sie als achtzehnjährige Witwe. Er selbst schied, noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, aus dem Leben, das er mit den Thaten eines kühnen Heldensinnes durchwirkt, mit den Blüten edler Herzens- und Geistesentfaltung verschönert hatte. Zu der herzlichsten Teilnahme an der Trauer ihrer so plötzlich und so jung verwitweten Schwester kam für Luise noch die Sorge um den eigenen Gemahl: denn Friedrich Wilhelm, tief erschüttert durch des geliebten Bruders Verlust, hatte einen Fieberanfall zu überstehen.

Drei Monate nachher gewährte Luise dem trauernden Königshause für den Verlust eines seiner edelsten Söhne einen freudigen Ersatz: sie gab am 22. März 1797 ihrem zweiten Sohne das Leben, dem Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig, nachmaligen König und Kaiser Wilhelm.

Vorher war noch eine zweite Trauer über die Königliche Familie gekommen. Elisabeth Christiane, die greise Witwe Friedrichs des Großen starb am

13. Januar 1797. Sie hatte ihr als Muster weiblicher Tugend vorleuchtendes Leben auf mehr als 82 Jahre gebracht. Rode, damals Direktor der Königlichen Akademie der Künste in Berlin, der Maler der vaterländischen Geschichte, zeichnete ein Sinnbild auf den Tod der verwitweten Königin; es wurde von Ring in Kupfer gestochen und der Kronprinzessin Luise gewidmet. Dieser allegorische Kupferstich zeigt, wie auf den Stufen des Grabmals die trauernde Armut sitzt: von weinenden Kindern umringt, streckt sie die Hände nach der verklärten königlichen Wohlthäterin aus. Zum Troste der Verlassenen schwebt der Genius der Wohlthätigkeit, ein Ebenbild Luisens, nieder, ein Füllhorn des Überflusses ausschüttend. Neben dem Sarge steht das Weihrauchfaß der Andacht, dazu versinnbildlichen einige Bücher die religiöse Dichtkunst der verewigten Witwe Friedrichs II. Rode starb bald nach dem Entwurfe dieser Todesallegorie: das Blatt mit dem Ebenbilde Luisens erschien gleichsam als des großen Künstlers Vermächtnis.

Als Friedrich Wilhelm II. die Nachricht von dem Heimgange der verwitweten Königin empfing, sagte er zu dem General von Bischofswerder: „Nun komm ich dran!“ Und wie in der Ahnung seines baldigen Todes erließ er ein neues Trauer-Reglement zur Beschränkung des übertriebenen Pompes bei den Leichenbegängnissen. Es ward am 7. Oktober veröffentlicht und zwei Monate darauf bei seinem Begräbnisse zum ersten Male befolgt. Am 25. September, zur Feier seines Geburtstages, an dem er sein drei und fünfzigstes Jahr vollendete, war er zum vorletzten Male

in Berlin. Schon da erschien seine sonst hohe, stattliche Gestalt so eingesunken und entkräftet, daß man vermutete, es werde wohl das letzte Geburtsfest sein, das Friedrich Wilhelm II. feiere. Er starb in dem von ihm am Ufer des heiligen Sees erbauten Marmorpalais am 16. November 1797, morgens in der neunten Stunde. So verlor das Königliche Haus in kaum einem Jahre drei Mitglieder durch den Tod.

Viertes Kapitel.

Luise als Königin.

Als die Abgeordneten der Berliner Bürgerschaft kamen, um Ihrer Majestät zu der Thronbesteigung den Glückwunsch der Hauptstadt darzubringen, sprach die Königin Luise zu ihnen: „Es ist mir lieb, meine Herren, Sie kennen zu lernen. Die gütige Aufnahme von seiten der preußischen Unterthanen und ihre bisherige Liebe wird mir unvergeßlich bleiben, und es wird mein vorzüglichstes Bestreben sein, mir diese Liebe zu erhalten. Die Liebe der Unterthanen ist das sanfteste Kopfkissen der Könige; mit Freuden werde ich jede Gelegenheit ergreifen, mich den hiesigen Bürgern dafür erkenntlich zu erweisen."

Das prachtvolle Königliche Schloß stand nun dem König Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise zu Gebote. Doch sie begnügten sich nach wie vor mit dem prunklosen Kronprinzlichen Palais, der bisherigen trauten Stätte ihres häuslichen Glückes. Darauf bezieht sich ein kurz nach ihrer Thronbesteigung in Kupfer gestochenes Bild der Königlichen Familie von Henne mit der Unterschrift: „Friedrich Wilhelm und Luise, sie wohnen alle beide ja so gern noch jetzt wie vormals unter eines Hauses Obdach." Der

junge König sitzt im Bilde an der Seite seiner Gemahlin, beide sich des Anblicks ihrer Kinder freuend: der Kronprinz steht neben dem Vater, die Hand an den hölzernen Degen gelegt; den Prinzen Wilhelm hat die königliche Mutter auf dem Arme. Im Hinblick auf ihre Kinder schreibt sie, wenige Wochen nach des Königs Thronbesteigung, an den Leipziger Professor Heidenreich, den Verfasser der ihr zugesandten „Grundsätze für Geist und Herz," in einem Dankbriefe für das von ihr gelesene Buch: „Allerdings ist es mein heißester, mein liebster Wunsch, meine Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden zu bilden; auch nähre ich die frohe Hoffnung, diesen Zweck nicht zu verfehlen."

Zu dem Adjutanten Köckeritz soll der junge König, damals im 28. Lebensjahre, in den Tagen seiner Thronbesteigung geäußert haben: „Mein seliger Großonkel (Friedrich der Große) hat gesagt: ein Schatz ist die Basis und Stütze des preußischen Staates. Nun haben wir aber nichts als Schulden. Ich will so sparsam sein, als es nur immer möglich ist." Es war ein fester Entschluß, den er auch in den bekannten Worten ausgesprochen hat: „Der König wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müssen." Er und Luise beharrten in ihrer schlichten Lebensweise. Als einer der Kammerdiener vor der neuen Majestät beide Flügelthüren aufreißt, da fragt Friedrich Wilhelm III.: „Bin ich denn in der Geschwindigkeit so dick geworden, daß eine Thür für mich zu enge ist?" Und als der Küchenmeister, zum Unterschiede der nunmehr Königlichen Küche von der Kronprinzlichen, zwei Schüsseln mehr auf den Küchen-

zettel setzt, da streicht sie der König mit der Frage: „Man glaubt wohl gar, ich habe seit gestern einen größeren Magen bekommen?“ — Seit König Friedrich I. war es am preußischen Hofe Sitte, daß an der Königlichen Tafel zwei General-Lieutenants stehend die Speisen vorlegten, und daß der Hofmarschall dem regierenden Herrn bis zum ersten Trunke aufwartete. Als Friedrich Wilhelm III. an der ersten Festtafel hinter seinem Sessel den Hofmarschall stehen sieht, sagt er zu ihm: „Können sich auch zu Tische setzen.“ — „Das darf ich nicht,“ antwortet der Hofmarschall, „nicht eher, als bis Ew. Majestät den ersten Trunk gethan.“

„Schreibt die Etikette dazu ein besonderes Getränk vor?“ fragt der König. — „So viel ich weiß — nein,“ erwidert der Hofmarschall. — „Warten Sie,“ spricht Friedrich Wilhelm III. Er langt nach dem nächsten Wasserglase, trinkt vor des Hofmarschalls Augen und sagt: „So! Nun können Sie sich setzen. Ich habe den ersten Trunk gethan.“

Nach wie vor sah man Friedrich Wilhelm und Luise in Berlin oft Arm in Arm unter den Linden und im Tiergarten spazieren gehen, ohne alles Gefolge, außer dem des Volkes, das sich zujauchzend um das junge Königspaar drängte. Auch besuchten beide Majestäten im Winter 1797 wieder den Berliner Weihnachtsmarkt. Sie kauften an verschiedenen Buden und nahmen bei dem Conditor Fechter einige Erfrischungen zu sich. An einer der Buden will eine Bürgersfrau, im Einkaufen begriffen, den Handel abbrechen und rasch vor Ihren Majestäten zurücktreten. „Stehen bleiben, liebe Frau,“ sagt die Kö-

nigin. „Was würden die Verkäufer sagen, wollten wir ihnen die Käufer verscheuchen?“ — Sie erkundigt sich, ob die Bürgersfrau Familie habe, und als diese sich eines Sohnes rühmt, der mit dem Kronprinzen in gleichem Alter sei, da kauft die Königin einige Spielsachen für den Knaben und überreicht sie der hocherfreuten Mutter mit den Worten: „Nehmen Sie, liebe Frau, und bescheren Sie diese Kleinigkeit Ihrem Kronprinzen im Namen des meinigen.“ — Als Königin eine Landesmutter in jenem frommen deutschen Sinne, der einst eine Elisabeth von Thüringen trieb, ihre Edelsteine zu verkaufen, um aus diesen Steinen Brot für die Armen zu schaffen, sah und grüßte Luise von Preußen in den Geringsten ihres Volkes einen Sohn oder eine Tochter. Wie oft auf Spaziergängen hat sie Kinder, die am Wege spielten, liebreich zu sich emporgehoben, auf ihre Arme, an ihr Herz. Sie neigte sich zu alten am Wege kauernden Mütterchen, und wo es keiner milden Gabe bedurfte, da ließ sie als Andenken wenigstens ein freundliches Wort zurück. Ein bejahrter Berliner erzählte uns mit jugendfrischer Erinnerung, wie er einmal als Knabe beim „Pferdespielen“ im Schloßgarten zu Charlottenburg der Königin Luise unversehens in die Hände gerannt sei. Da habe denn die Ihre Majestät begleitende Hofdame ihn tüchtig ausschelten wollen, aber die Königin sie unterbrochen: „Lassen Sie nur. Ein Knabe muß wild sein.“ Und ihm, dem Kleinen, die Wange klopfend, habe sie hinzugefügt: „Renne nur, mein Söhnchen, aber falle nicht, und bestelle einen schönen Gruß von mir an deine Eltern.“ Man kann das gar nicht so wiederholen, ver-

sichert unser glaubwürdiger Erzähler, die Worte allein thun's nicht; aber der Ton, der Ton, in dem die Königin sprach, muß jedem, der sie auch nur ein einziges Mal reden gehört hat, für immer in der Seele nachklingen.

Ohne durch äußerlichen Prunk daran zu mahnen, daß sie die Königin sei, machte sie doch bei der angeborenen Hoheit ihrer Erscheinung niemals vergessen, daß sie des Königs Gemahlin, die Vertreterin der Majestät war. „Der König selbst," schreibt ein Zeitgenosse im Monat Februar 1798, „nimmt selten Cour an; er versäumt aber niemals die, welche Sonntags Abend bei der Königin statt finden. Alle Etikette ist indessen aus diesen Versammlungen verbannt. Wohlwollen und Ungezwungenheit herrschen in ihnen. Der König und die Königin unterhalten sich, so weit dies möglich ist, mit einem jeden der Anwesenden und binden durch ihr Betragen und ihre Worte die Herzen immer fester an sich. Einer der Staatsminister des Königs gab dieser Tage ein Abendessen und einen Ball. Der König und die Königin beehrten beides mit ihrer Gegenwart. Als der Wagen des Königs vorfuhr, hielten schon mehrere Wagen vor der Thür, so daß der Königliche nicht sogleich vorfahren konnte. Man wollte den Thorweg öffnen; aber der König verbot es und wartete, bis sein Wagen der Reihe nach vorkam. Als die Königin ausstieg, sagte sie zu der sie empfangenden Frau des Staatsministers: „Nehmen Sie's nicht übel, daß wir so spät kommen, mein Mann hatte noch Geschäfte." — „Seltener Hof," ruft jener Zeitgenosse aus, „wo die Geschäfte den Rang vor Festen

und Vergnügungen haben!" — Auf dem nämlichen Balle ward eine achtbare bürgerliche Dame von den adeligen Herren nicht zum Tanze aufgefordert. Die Königin bemerkt diese Zurücksetzung. Sie bittet den König, doch selbst mit der Bürgerlichen zu tanzen, und so verschafft sie der anfänglich Übersehenen die höchste Ehre des Ballabends. —

In eben so zartsinniger Weise hat die Königin bei einer Damen-Cour in Magdeburg sich einer jungen Offiziersfrau angenommen, als diese durch die Frage: „Was sind Sie für eine Geborne?" so sehr in Verlegenheit geriet, daß sie (die Tochter eines reichen Kaufmanns in Magdeburg) in der Angst ihres bürgerlichen Herzens ausrief: „Ach, Ihro Majestät! Ich bin gar keine — Geborne!" (Keine von Adel, meinte sie.) Die Umstehenden kicherten. Doch die Königin verbannte durch einen ernsten Blick den Spott aus den Mienen der andern, neigte sich dann freundlich zu der jungen Frau und sprach mit erhobener Stimme, als wünschte sie von allen gehört zu werden: „Ei, Frau Majorin, Sie haben mir da ganz schalkhaft geantwortet. Ich muß gestehen, mit dem herkömmlichen Ausdruck: von Geburt sein, wenn damit ein angeborner Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich niemals einen vernünftigen Begriff verbinden können, denn in der Geburt sind sich ja doch alle Menschen gleich. Allerdings ist es von hohem Werte, ermunternd und erhebend, von guter Familie zu sein. Von ausgezeichneten Vorfahren und Eltern abzustammen, wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dies findet man, Gottlob! in allen Ständen. Ja, selbst aus den untersten sind oft die

größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts hervorgegangen. Äußere glückliche Lagen und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit muß jeder für sich und seine eigne Person erwerben. Ich danke Ihnen, liebe Frau Majorin, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, diese, wie ich glaube, fürs Leben nicht unwichtigen Gedanken auszusprechen, und ich wünsche Ihnen in Ihrer Ehe viel Glück, dessen Quelle doch immer im Herzen liegt." Indem die Königin so sprach, bewegte sie lebhaft den kleinen Fächer, den sie gewöhnlich in der rechten Hand trug, ihn nach dem Gedankenflusse hebend und senkend, schnell und langsam, wie im Takte. Und wie ihr alles schön stand, so lag auch ein eigentümlicher Zauber darin, wenn sie mit dem Fächer das Zeichen der Entlassung gab. Diesmal entließ die Königin nicht ohne bedeutsamen Wink mit dem Fächer die versammelten Damen in Magdeburg. Jene Ungeborne aber fühlte sich wie neu geboren.

Die edle Natur der Königin spiegelte sich, wie in der Schrift, Rede und Gebärde, so auch in der Einfachheit ihrer Kleidung. Eine berühmte Frau schreibt darüber in einem Briefe aus dem Junimonate 1798: „Freilich können wenige so wie sie, bei der stillen Majestät ihrer Schönheit, der äußern Hülfsmittel entbehren. Die Königin erscheint nie, außer wo es die Würde ihres Standes erheischt, prachtvoll. Nie sah ich sie anders als in leichten Mousselin gekleidet, das schöne leicht umlockte Haupt ebenso einfach geschmückt. Diese Grazie hat Berlins Töchter verleitet, eine Reform in ihrem Anzuge zu machen. Welch ein Vorbild ihrem Geschlecht, das

voll zärtlicher Bewunderung zu ihr hinaufblickt! Ich traue den Berlinerinnen Seele genug zu, sich nicht nur an der reizenden Außenseite ergötzen, nicht nur ihr jeden Schwung ihres Federschmuckes, jeden Wurf der Falten ihres Gewandes abstehlen zu wollen, sondern ihren Blick auf das innere Heiligtum ihres Hausstandes zu werfen, wo sie ganz in der ehrwürdigen Gestalt einer deutschen Gattin und Mutter erscheint.“ — Die Berliner Damen trugen damals kleine Fächer mit dem Brustbilde Friedrich Wilhelms und Luisens, dazu breite Atlasbänder mit der göldnen Inschrift: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!“

Neben den vielen Bildnissen, die als besondere Kunstblätter erschienen, wurden die Portraits des jungen Königspaares von fast allen damaligen Zeitschriften geliefert. Auch die Herausgeber der Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichte der Mark Brandenburg (Fischbach, Kosmann und Th. Heinsius) richteten an die Königin die Bitte um die Mitteilung eines ähnlichen Gemäldes des Monarchen: sie möchten gern auf den Wunsch ihrer Leser sein Bildnis dem Januarhefte 1798 vorsetzen. Ihre Majestät antwortete: sie besitze kein anderes ähnliches Bildnis des Königs, als das, welches sie an der Brust als Medaillon trage, und es falle ihr schwer, sich auf eine Zeit lang davon zu trennen; indessen, da es die Leser wünschten, so wolle sie sich zu überwinden suchen und deren Wünschen genügen. — Ebenso wie Luise sein Bildnis, trug Friedrich Wilhelm III. das ihrige noch nach ihrem Tode und bis an den seinigen auf der Brust in der Kapsel seines schwarzen Adlerordens, allen verborgen. Erst nach seinem Hinscheiden, als man die

Kapsel des Ordens öffnete, enthüllte sich dieses Geheimnis seines stillen Andenkens an die Verklärte.

In jenem mit des Königs Bildnis geschmückten Hefte erzählt der Mitherausgeber Kosmann: Ein Berliner Prediger, der einen Sohn auf der Akademie für Militärärzte hatte, bat die Königin, den General-Chirurgus Goerke zu vermögen, daß er seinen Sohn bald anstellen möchte. Die Königin machte Herrn Goerke mit diesem Gesuche bekannt, nachdem sie zuvor, wie immer in solchen Fällen, mit dem Könige deshalb Rücksprache genommen hatte. Goerkes Antwort war: der junge Mann sei zwar von guter Art; aber teils müsse er erst noch mehr lernen, teils könne er ihn andern geschicktern Jünglingen nicht vorziehen. Der König kam gerade dazu und hörte diese Worte. „Hab ich es nicht gesagt?“ äußerte Seine Majestät. „Das thut Goerke nicht, der geht geradezu und liebt den rechten Weg.“ — Wer hört dieser Äußerung nicht an, daß sie ganz aus der Seele Friedrich Wilhelms III. gesprochen ist? Hatte er doch gleich beim Antritte seiner Regierung allen Hofbedienten verboten, für irgend jemanden ein gutes Wort um eine Anstellung bei ihm einzulegen: er könne solche krumme Wege nicht leiden und werde jede Fürbitte dieser Art als ein Abschieds-Gesuch des Fürbittenden ansehen.

Der König selbst war im Anfange seiner Regierung für jedermann zu sprechen. Da trat auch eine Fischerfrau aus Schwedt vor ihn und erzählte: der Prinz Ludwig habe kurz vor seinem Tode ihrem Mann 6000 Thaler zum Baue eines neuen Hauses versprochen, zahlbar in vier Fristen. Indes nach der ersten Zahlung von 1500 Thalern sei der Prinz

gestorben, bald darauf auch ihr Mann; nun stocke der Hausbau, und sie, die arme Witwe, stehe jetzt hilflos da. Zum Glück habe sie gehört, daß der Bruder von dem Prinzen Ludwig König geworden, da habe sie sich denn stracks auf den Weg gemacht, um dem König ihr Leid zu klagen. „Syn Broder was en ehrlik Mann,“ sprach sie weiter, „un ick denke, he wert et ok sin, un wyl he nu wat woarden is, wert he my ok myn Hus buen laten.“ Der König sicherte ihr das zu, er gab ihr gleich ein Schreiben mit dem entsprechenden Befehl nach Schwedt mit. Bald darauf treibt ihr Dankgefühl die beglückte Fischerin wieder nach Berlin. Sie bringt dem König ein Fäßchen Neunaugen mit den Worten: „Wyl ick sehe, dat he ebenso en ehrlik Mann is als Syn Broder, so breng ick em hier en kleen Vatt Nienoogen vör syne Möje.“ Der König nimmt das Fäßchen, giebt der Frau ein reichliches Botenlohn, eilt mit dem Geschenk zur Königin, erzählt ihr, wie er zu den Neunaugen gekommen und schließt mit den scherzhaften Worten: „Siehst Du, da habe ich als König schon etwas verdient.“

Noch viele solcher kleinen Tagesgeschichten aus dem Leben des jungen Königspaares finden sich in den Schriften jener Zeit aufgezeichnet — redende Zeugnisse der Liebe und der Verehrung, wie sie das Volk für Friedrich Wilhelm und Luise empfand.

Vor seiner Huldigungsfahrt nach Königsberg sprach Friedrich Wilhelm III., seinen einfachen Sitten getreu, den Wunsch aus, man möge sich alles Gepränges zu seinem Empfange enthalten. „Ich selbst,“ schrieb er am 28. Februar 1798 an seinen Staatsminister von Schrötter, „ich selbst werde kein königlich

Gepränge, aber ein treues landesväterliches Herz meinen guten Unterthanen entgegen bringen, und ihre Liebe und biedere Anhänglichkeit wird mich um so inniger rühren, je prunkloser sie sich äußern wird. Ihr werdet mich verbinden, wenn Ihr diese meine Gesinnungen ohne Eclat verbreiten könnt."

Am 25. Mai reiste der König in Begleitung seines Adjutanten Köckeritz von Berlin nach Königsberg ab. Die Königin war schon am Nachmittage zuvor aufgebrochen und übernachtete in Freienwalde: sie fühlte sich zum vierten Male Mutter und konnte daher nur kleinere Tagereisen machen. Ihre Begleiterinnen waren die Oberhofmeisterin von Voß und die Hofdame Fräulein von Viereck die Ältere. In Stargard in Pommern trafen Ihre Majestäten am 25. Mai nachmittags wieder zusammen. Die Sonne brannte; doch ihr schwüler Strahl vermochte nicht die dichte Volksmasse zu verscheuchen, die, um das junge Paar zu sehen, gern des Tages Hitze trug. Neunzehn kleine Mädchen aus der Stadt, alle in weißen Kleidern mit roten Bändern und mit Kränzen von Wintergrün um Kopf und Kleid, jede mit einem Körbchen in der Hand, standen Blumen streuend an des Hauses Schwelle, wo die Königin abstieg. Luise unterhielt sich wie eine Mutter mit den Kindern. Diese faßten schnell Vertrauen zu ihr und erzählten: sie seien eigentlich ihrer zwanzig gewesen; aber das eine Mädchen sei wieder nach Hause geschickt worden, weil es gar so häßlich ausgesehen. „Das arme Kind!" ruft die Königin. „Hat sich gewiß recht auf meine Ankunft gefreut, und nun muß es zu Hause sitzen und wird seine bittern Thrä-

nen weinen.“ Sie ließ augenblicklich die zurückgesetzte Kleine herbeiholen und zeichnete dann gerade das „gar so häßlich aussehende Mädchen“ merklich vor allen andern Kindern aus. — Den Tag darauf war Luise bei der Musterung der Truppen durch den König zugegen, beide wieder von der Volksmenge umdrängt. Da wurde die Königin gewahr, wie ein alter pommerscher Landmann in einiger Entfernung von ihr vergebens näher heran strebte. Sie befahl einem Lakaien, doch jenem alten Manne Platz durch die Umstehenden zu machen. Der Lakai geht zu dem Bauer hin und redet ihn an: „Vater, Ihr möchtet wohl auch gern die Königin sehen?“ Der Bauer nickt, und als der Lakai ihn näher herangeführt hat, da steht der Greis mit entblößtem weißen Haupt und schaut unverwandt die liebliche Landesmutter an, als wolle er ihr Bild für immer seinem Gedächtnisse, seinem Herzen einprägen.

Am 27. Mai reiste Luise von Stargard über Köslin nach Danzig weiter. Auf einem Dorfe unweit Köslin wurde der Wagen der Königin von einer Schar von Landleuten umringt, der Ortsschulze tritt an den Schlag und bittet in seiner platten Mundart Ihre Majestät, doch eine Weile auszusteigen, denn die Bauern hier möchten doch auch gern ihre Landesmutter „traktieren“; die Städter dächten ja sonst, sie hätten allein das Vorrecht. Die Königin verläßt den Wagen, tritt in das zu ihrem „Traktement“ eingerichtete Bauernhaus und ißt fröhlich von dem aufgetischten Eierkuchen, sich vielleicht dabei jenes einst bei Goethes Mutter geschmausten Eierkuchens erinnernd. Auch in Danzig stiftete Luise

sich durch ihr leutseliges Wesen ein bleibendes Andenken: die Höhe des Karlsberges, wohin sie in einem eigens dazu verfertigten Wagen fuhr, um sich dort oben der schönen Aussicht zu erfreuen — diese Höhe des Karlsberges heißt jetzt noch ihr zu Ehren der Luisenhain. Auf ihre Einladung saßen damals auch mehrere Danziger Bürgerfrauen beim Festmahl in Oliva — jetzt nichts so Auffallendes mehr, aber nach damaligen Begriffen ein fast unerhörtes Ereignis. Am 2. Juni ging die Reise von Danzig weiter nach Königsberg. In Klemensfähr, beim Übergange über die Nogat, hatte die Elbinger Kaufmannschaft ein Zelt aufschlagen lassen; in seinem Schatten sollten ihre Majestäten ein ländliches Mittagsmahl einnehmen. Die Königin kam eher, als der König, der in Marienburg erst noch die dort zusammengezogenen Truppen musterte. Es war schon spät, daher die Frage an die Königin: ob sie befehle, daß aufgetragen werden solle. „Nein," antwortete sie, „ich speise nicht eher, als bis mein Mann kommt. Es ist Pflicht der Frau, mit dem Essen auf den Mann zu warten." Eine halbe Stunde später kam der König nach und setzte sich mit ihr zu Tische. Bei diesem Mahle war es, wo Friedrich Wilhelm III. einem Bauer, der ihm kniend eine Bittschrift überreichte, unwillig zurief: „Nur vor Gott knien. Ein Mensch soll nicht vor einem andern Menschen knien!"

In Königsberg kam die Königin am 3. Juni nachmittags an und wohnte am 5. der Huldigung bei. Die Worte, die sie da zu den Abgeordneten der verschiedenen Stände sprach, pflanzten sich von

Mund zu Mund und wurzelten in aller Herzen. Vertreter der Königsberger Kaufmannschaft nahten ihr mit der Bitte: sie möge das Gesuch um Belebung des dortigen Handels bei Seiner Majestät befürworten. Die Königin, mit feinem Takt jeden Schein von Einmischung in die Regierungsgeschäfte vermeidend, ging nicht auf diese Bitte ein. Aber sie wußte in deren Ablehnung doch eine frohe Verheißung zu legen, indem sie sagte: „Meine Herren! Es bedarf keiner Fürsprache von meiner Seite; denn mein Mann thut aus eigenem Antriebe alles, was das Glück seiner Unterthanen befördern kann.“ Auch war es ihr zuwider, die angemeldeten Deputationen lange im Vorzimmer warten zu lassen. Schon als Kronprinzessin hatte sie bei gleichzeitiger Ansage ihres Hofschuhmachers und eines Grafen dem Handwerksmann den Vorrang des Eintrittes gestattet mit den Worten: „Dem Meister ist seine Zeit gewiß kostbarer, als dem Herrn Grafen, und wenn der Mann stundenlang auf meine Bestellungen warten soll, was hat er dann von der Ehre Hofschuhmacher zu sein? Der Meister soll kommen, und der Herr Graf mag warten.“ — In Königsberg bat der Pfarrer Lefort im Namen der französischen Gemeinde um eine Audienz und ward um elf Uhr bestellt. Eine Stunde vorher schickt die Königin zu ihm und läßt ihm sagen: „sie werde die Herrn Deputierten erst um drei Uhr empfangen können und bitte daher, ihr erst um diese Stunde das Vergnügen zu machen, bei ihr zu erscheinen.“ Mögen diese und ähnliche Züge auch nach jetziger Ansicht minder bedeutend hervortreten: zu

jener Zeit dagegen herrschte selbst an den kleinsten deutschen Höfen noch ein großes hoffärtiges Wesen. Erließ doch in Hildburghausen der Vorgänger von Luisens Schwager eine Rangordnung des Hofpersonals in nicht weniger als dreizehn Klassen, von den Excellenzen bis zu den Lakaien herunter. Zu jener Zeit also wurde die Königin durch ihre edle Einfachheit ein Vorbild in fürstlichen Kreisen. Durch ihre reine, musterhafte Ehe mit dem König ein weithin leuchtendes Beispiel für das deutsche Familienleben, löste sie auch zuerst von allen deutschen Fürstinnen das Hofleben aus dem Banne der französischen Formen. Sie suchte es auf jene frühere, den deutschen Charakter anheimelnde Traulichkeit zurückzuführen, die den Fürsten als des Landes Vater, die Fürstin als des Landes Mutter ansieht und mit der äußerlichen Ehrfurcht die innerliche Liebe des Volkes vereinigt. Als jene um drei Uhr bestellte Deputation in Königsberg vor ihr erschien, antwortete die Königin dem Sprecher derselben, dem Prediger Lefort: „Mein Mann und ich haben recht lebhaft gewünscht, Preußen zu sehen; wir sind von Freude durchdrungen, indem wir uns von unsern braven Preußen umringt sehen, die sich immer durch ihre Anhänglichkeit an das Vaterland und durch ihre Liebe zum Könige ausgezeichnet haben.“

Bei dem Ballfeste, das der König den Ständen im Moskowiter Saale gab, trug Luise den aus zwei langen Schnüren und zwei Gürteln bestehenden Bernsteinschmuck zu Ehren der Bernsteindreher, deren Zunft ihr dieses vaterländische Geschmeide dargebracht hatte. Auch ein Schachspiel von Bernstein

empfing die Königin aus den kunstfleißigen Händen dieser Arbeiter. Sie übersandte ihnen zum Dank dafür die große goldene Huldigungs-Medaille. Bei der Huldigung selbst, bei welcher dem Könige der Eid der Treue in deutscher und polnischer Sprache geschworen wurde, stand die Königin an einem offenen Fenster des Schlosses in der Nähe des Thrones. Auch ihr erscholl zum Schluß der Feier ein herzliches Lebehoch.

Am 10. Juni reiste die Königin von Königsberg weiter. In Domnau speiste sie bei Herrn von Domnau zu Mittag. Der Leibkutscher, in der Hitze durstig geworden, trank hier mehr, als er vertragen konnte; er ließ auf der Weiterfahrt den Wagen ohne Hemmschuh den Abhang eines Berges hinabrollen: die Reisekutsche lief unten seitwärts in einen Graben und stürzte um. Die Oberhofmeisterin begann nicht mit Unrecht eine Strafrede auf den Unvorsichtigen, doch die Königin unterbrach die Scheltende mit den Worten: „Lassen Sie nur! Gott sei Dank, mir fehlt nichts, und die Leute haben sich dabei gewiß mehr erschrocken, als wir selbst."

Am 13. Juni, abends zwischen fünf und sechs Uhr, traf der König, sogleich nach ihm die Königin in Warschau ein, vor dessen Mauern er wenige Jahre vorher als Kronprinz die Belagerung mitbefehligt hatte. Jetzt hielt er seinen Einzug ohne alles militärische Geleite. Auch bei seiner Abreise lehnte er solches ab mit den Worten: „Ich bin gewohnt, mich bei Bereisung meiner alten Provinzen nur von der Liebe meiner Unterthanen geleiten zu

lassen, und ich bin weit entfernt zu glauben, andere als ähnliche Gesinnungen der Liebe in den neuen Provinzen zu finden.“ — Ebenso gestattete er in Warschau nicht, die gewöhnliche Wache des Schlosses durch eine Ehrenwache zu verstärken und vor seinem Zimmer mehr als zwei Mann aufzustellen. Dabei hatte jeder, der eine Bittschrift darreichen wollte, freien Zutritt. Am 15. Juni war großes Manöver, dem die Königin beiwohnte: mittags Tafel bei dem König und abends Konzert und Ball bei der Königin. Diesen Ball eröffnete Luise mit dem berühmten polnischen Magnaten Oginsky: er soll nachmals die weltbekannte „Totenpolonaise“ komponiert und sich nach der Vollendung dieser Polonaise erschossen haben. — Am 18. Juni morgens setzte Luise ihre Reise von Warschau nach Breslau fort. Die Gewerke geleiteten sie in festlichem Aufzuge bis Wola, wo vor vier Jahren der König als Kronprinz die feindliche Schanze erstürmt hatte.

Schon vor Breslau kamen der Königin die Söhne und Töchter der Kräuter (so heißen dort die Gemüse- und Krautgärtner) entgegen, sie streuten ihr Blumen und überreichten ihr ein Gedicht in volkstümlicher Mundart, überschrieben: „Vu da Kroitern üm Braßel a poar Tage vor Johanne.“ Hier eine Stelle daraus:

„Vu Freiheit schwotze, war do mag;
  Su annen guden Harrn
Und anner Fro vu sicherm Schlag,
  Dann'n dient ma harzlich garn.
Weer bleeben ünserm Künig troi,
  Hie hot a Harz und Hand.

Good sagn' ihn alle Morgen noi!
Su freet sich Stoad und Land.
Ha gab deer Freede, Glück und Ruh,
Und denen Kindern do,
Du gude Landesmutter Du,
Du brave Künigsfro!

Die „brave Königsfro“ ließ sich dieses Gedicht vorlesen und verdolmetschen. Der schlichte Volkston fand hellen Anklang in ihrem für alles Volkstümliche so empfänglichen Gemüte. Als Geschenk der Breslauer Kaufmannschaft empfing sie aus den Händen zweier Frauen ein Gewebe der feinsten schlesischen Leinwand, ein vollständiges Kinderzeug, ein meisterhaft gearbeitetes Wiegenband und eine silberne Kinderklapper an goldener Kette, mit Schellen und kleinen Medaillen. Diese Schaumünzen zeigten die Bildnisse der königlichen Eltern mit der Mahnung an das damit spielen sollende Kind: „Werde wie Diese!“ Auf dem Wiegenband stand ein Gruß der schlesischen Mütter, gedichtet von Professor Manso (damals Rektor des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena in Breslau). Die Verse lauteten:

Klein nur ist das Geschenk, das der hoffenden Mutter die treuen
Mütter Schlesiens weih'n; aber Du achtest das Herz.
Fürstin, wir wünschen so sehr, daß Du des Landes gedächtest,
Das so kindlich Dich liebt. Darum verehren wir Dir,
Was es selber erzeugt und pflegt und bereitet, und knüpfen
An die Empfindung es an, die Dich als Mutter durchdringt.

Diese sinnige Gabe, überhaupt die dort warm zu ihrem Herzen sprechende Verehrung ergriff die Königin so, daß sie sichtbar bewegt ausrief: „Ich

werde die guten Schlesier nie vergessen.“ Auch sie blieb unvergeßlich den vielen, die „ihrer Sitten Freundlichkeit erfahren, und alle rührte ihr Geschick.“ Nach ihrem frühen Hinsterben schrieb in seiner preußischen Geschichte derselbe Professor Manso (kein geborener Preuße, ein Thüringer), schrieb es aus eigener Erlebung: „Wie nur wenige Königinnen gleich ihr geliebt worden sind im Leben, so sind wenige gleich ihr beweint worden im Tode.“ — Ein köstliches Andenken von ihr, ein Medaillon mit einer Locke ihres blonden Haares erhielt Frau von Maltzahn, die Gattin des damals in Breslau dienstthuenden Kammerherrn. Die Locke wird als Reliquie in jener schlesischen Familie aufbewahrt.

Nach den schönen Tagen in Breslau (wo fünfzehn Jahre nachher der König sein Volk aufruft zu des Vaterlandes Befreiung) kehrte Luise am 26. Juni über Frankfurt an der Oder nach Berlin zurück. Am 29. war sie wieder in Charlottenburg. Acht Tage darauf, am 6. Juli 1798, folgte die Feier der Huldigung in Berlin. Hier versammelten sich die Stände zunächst im Dome. Der König mit den Prinzen ging um 10 Uhr vormittags zu Fuß in die Kirche. Luise mit der verwitweten Königin und den Prinzessinnen wohnte dem Gottesdienste bei. Die Predigt hielt der Hofprediger Sack, derselbe, der Friedrich Wilhelm III. getauft, konfirmiert und getraut hatte. Sein ihm vom König vorgeschriebener Text war der Spruch Salomonis (Kap. 16, 12): „Durch Gerechtigkeit wird der Thron befestigt.“ Es klingt fast wie eine Weissagung auf den nachherigen Befreiungskrieg, was

Sack in dieser 1798 gehaltenen Huldigungspredigt sagt: „Wenn das Volk wahrnimmt, wie ein gerechter König das Schwert nie aus der Scheide zieht, um der Habsucht oder dem Stolze, oder der Rachbegierde eine gefährliche Befriedigung zu geben, wie er den Krieg, diese schreckliche Plage der Menschheit, nicht liebt und nicht sucht; aber ihn auch im Vertrauen auf Gott nicht scheut, wenn nicht anders ein übermütiger Feind entwaffnet, des Staates Unabhängigkeit gesichert, der Gerechtigkeit strenges Gebot erfüllt werden kann; wenn es ihn mit starkem Arm das Ruder des Staats festhalten sieht, mitten im Sturme nicht achtend der rastlosen Anstrengung und taub gegen die Lockstimme der Weichlichkeit; wenn es in ihm nicht nur ehrt den gewalthabenden Monarchen, sondern auch in ihm liebt den gottesfürchtigen, den tugendhaften Mann, das Vorbild einfacher Sitten, den Freund seines Volkes, o wie steht da der Thron so unerschütterlich fest! Kommt es auf dessen Verteidigung und Beschützung an — das getreue Volk ist da, ist bereit, Gut und Blut für ihn aufzuopfern. Seinen König verläßt es nicht. Für ihn sterben heißt für das Vaterland selbst sein Blut vergießen!" — Aus der Kirche ging der König mit seinem Gefolge wieder zu Fuß in das Schloß zurück. Die Königin und die Prinzessinnen folgten zu Wagen. Sie waren Zeugen der feierlichen Huldigung. Nach der Festtafel, gegen fünf Uhr nachmittags, kehrten Ihre Majestäten nach Charlottenburg zurück. Hier gab die Königin kaum acht Tage nachher, am 13. Juli, einer Prinzessin das Leben, ihrer ersten Tochter. Diese (die nachmalige

Kaiserin von Rußland) wurde am 3. August, an des Vaters Geburtstag, getauft und Friederike Luise Charlotte Wilhelmine genannt.

„Ich bin Königin,“ hat Luise in den Festtagen der Huldigung an ihre Großmutter geschrieben, „und was mich dabei am meisten freut, ist die Hoffnung, daß ich nun meine Wohlthaten nicht mehr so ängstlich werde zu zählen brauchen.“

Welche Seele spiegelt sich in diesen wenigen Worten! Erscheint nicht jedes wie eine Perle, eine reinere, als je eine in irdischen Kronen geglänzt hat? Kein Wunder, daß ihre königliche Freigebigkeit, daß die ungezählten Wohlthaten, die sie spendete wie die Sonne ihre Strahlen, sie in Geldverlegenheiten brachten. Hatte sie doch als Königin nur soviel Schatullengelder wie als Kronprinzessin: monatlich tausend Thaler. Auch die Königin sollte noch mit von den Einkünften des Kronprinzen leben. Die Folge war, daß sie nach einigen Jahren wohl dreimal soviel Schulden hatte, als ihr Jahrgeld betrug. In ihrer Verlegenheit wandte sie sich an den damaligen Kabinettsrat Beyme: er möge dem König vorstellen, daß sie als Königin bei den erhöhten Ansprüchen an sie doch unmöglich mit dem Einkommen der Kronprinzessin auskommen könne. Darauf stellte der König das richtige Gleichgewicht zwischen ihrer Einnahme und Ausgabe wieder her. Er bestimmte, daß die Königin fortan alles Nötige genau aufschreibe und aus seiner Schatulle bezahlen lasse. Wie der damalige Geheime Kämmerer Wolter erzählt hat, sagte dieser einmal zu der Königin: „Bei Vorlegung meiner Rechnungen darf ich in der

Ausgabe keine Vorschüsse notieren; des Königs Majestät wollen und gestatten das nicht. Wahrhaftig, Ihro Majestät, das geht nicht länger so, Sie geben sich noch arm." Die Königin erwiderte: „Guter Wolter, ich liebe meine Kinder, und das Wort Landeskind hat für mich einen süßen Klang; der Gedanke, neben meinem besten Freunde, dem Landesvater, die Landesmutter zu sein, beseligt mich. Ich muß helfen überall, wo es not thut." — „Nun gut, Majestät," antwortete Wolter, „dann will ichs dem Könige sagen." — „Aber doch so, daß er ja nicht böse wird," sagte die Königin. Bald nachher findet sie die leere Schublade ihres Schreibpultes von neuem gefüllt, und sie fragt den König: „Welcher Engel hat mir denn das dahinein gelegt?" — „Der Engel ist Legion," erwiderte der König lächelnd, „ich weiß nicht, wie er heißt, und ich kenne nur einen. Aber Du kennst ja den schönen Spruch: seinen Freunden giebt ers schlafend."

Wie auf der Huldigungsfahrt, so begleitete die Königin in der Folge den König auf seinen meisten Reisen zur Heerschau. Sie besuchten zusammen die schlesischen Gebirge (im August 1800) und bestiegen von Warmbrunn aus die Schneekoppe. Dort in Schlesiens Bergen und Thälern, mitten unter dem oft armen, aber frohen und unverdorbenen Gebirgsvolke hat Luise viele Spuren ihrer holden Leutseligkeit hinterlassen. Auch in die Anspach- und Baireuthschen Lande begleitete sie den König zweimal, im Frühjahre 1799 und dann im Juni 1803. Sie erfrischte sich durch das Wiedersehen der schönen Rhein- und Maingegend, wo sie ihre Kindheit ver-

lebt und ihren Gemahl kennen gelernt hatte. Im Frühjahre 1805 folgte sie dem König zur Revue bei Magdeburg, von da in den Harz, wo sie über Ilsenburg den von Nebel und Schnee verdunkelten Gipfel des Brockens erreichten.

Die Zeit zwischen diesen Reisen verlebte sie mehr in stiller Häuslichkeit, als in dem Glanze und dem Geräusche des Hofes. Den größern Teil des Jahres verweilte sie mit ihrem Gemahl, ihren Kindern und einem kleinen Gefolge in Potsdam, Paretz und Charlottenburg. Und nicht allein ihr Herz fühlte sich hier zufrieden, auch ihr Geist reifte in der ländlichen Muße. Ihre Kindheit war in die schönste Blütezeit der deutschen Poesie und Kunst gefallen. Herder, Goethe und Schiller begeisterten ihr für alles Schöne und Wahre glühendes Gemüt. Die alten griechischen Tragiker lernte sie durch Übersetzungen kennen, eben so Shakespeare: auf den Schwingen seiner wundersamen Poesie erhob sie sich zu geistigen Höhen, auf denen ihr das tiefste Geheimnis der Dichtkunst klar zu werden schien. Und alles, was sie las und hörte, fruchtete ihr: denn durch die eigentümliche Art, wie sie Schrift und Rede in sich aufnahm, verwandelte sie alles gleichsam in ihren Geist. Eine bezeichnende Anekdote von der Königin erzählte Charlotte von Schiller (des Dichters Gattin) im Frühjahre 1801. Ihr Schwager von Wolzogen hatte damals den Herzog von Weimar nach Berlin zum Karneval begleitet. Dort fragte ihn die Königin über das Buch seiner Frau: „Agnes von Lilien“ aus. (Der erste Teil, ohne Namen der Verfasserin in Schillers Horen gedruckt,

wurde anfänglich für ein Werk Goethes gehalten.) Wolzogen gestand, er habe nur den ersten Teil gelesen. Darauf schenkte ihm die Königin ein in Maroquin gebundenes Exemplar des damals berühmten Buches mit der von ihr hineingeschriebenen Widmung: „Dem Gemahl der liebenswürdigen Verfasserin zu ewigem Schimpf und Schande.“ Seitdem, sagte Charlotte von Schiller, ist die Agnes in diesem Zirkel sehr im Schwange; sogar die alte Oberhofmeisterin hat alle Buchläden durchsuchen lassen nach der Agnes. — Jean Paul, der sich damals in Berlin verheiratete (mit einer Tochter des Geheimen Obertribunalrats Maier) schrieb im Januar 1801 an Herders Gattin nach Weimar: „Die Königin gab mir den ersten ehelichen Hausrat — ein silbernes Thee- und Kaffeeservice. Ich wollte, ich könnte ihr daraus einschenken.“

Aber nicht nur die Heroen der Poesie, auch ein armer deutscher Naturdichter wie Gottlieb Hiller weiß von der Huld der Königin Luise zu erzählen. Hiller, anfänglich Lohnfuhrmann, dann Strohflechter und Ziegelstreicher, kam im Herbste 1803 nach Berlin: der geniale Prinz Louis Ferdinand von Preußen hatte ihn von Magdeburg aus mit einem Empfehlungsschreiben und Reisegeld ausgerüstet. „Am 23. Oktober (erzählt Hiller selbst) ward ich früh um 9 Uhr zur Gräfin von Voß bestellt, welche mir befahlen, um 11 Uhr wieder im Königlichen Schlosse zu erscheinen. Nach der mir vom Vater Gleim gegebenen Regel war ich mit der Minute da. Ihro Excellenz die Frau Gräfin von Voß erschien um halb 12 Uhr, mich den Königlichen Majestäten vor-

zustellen; ich war nicht besonders angekleidet, sondern ging wie gewöhnlich im langen Rock und in Stiefeln. Als ich in das Zimmer trat, kamen Ihro Majestät die Königin mir zuerst entgegen; ich weiß aber heute noch nicht, ob ich oder die Königin die erste Verbeugung machte. Ihro Majestät redeten mich zuerst an und freuten sich, mich kennen zu lernen, indem sie viel Gutes von mir gehört und gelesen hätten." — Als Hiller eins seiner Gedichte vorgetragen hatte, fragte der König: „Haben Sie dies alles von selbst gelernt?" — „Ich denke es, da ich nicht auf Schulen gewesen bin." — „Das ist auch besser," sagte der König, „wenn man die Talente von der Natur erhält, als wenn man sie erst durch Kunst erzwingen muß." — Die Königin fragte: „Wollen Sie uns nicht Ihre Geschichte erzählen?" Beide Majestäten hörten ihm wohl eine Viertelstunde lang zu. Dann erkundigten sie sich nach seinem Lebensplan, und die Königin fand es „klug gedacht," daß er nur nebenher dichte, da er als Gelehrter doch nicht existieren könne. Auch der Kronprinz und sein Erzieher Delbrück waren zugegen. „Nun mußte ich (erzählt Hiller weiter) noch verschiedene meiner Gedichte hersagen, welche den Majestäten dem Namen und Inhalte nach schon bekannt waren. Der König neigte mir seine Zufriedenheit zu und entfernte sich. Nach verschiedenen kleinen Fragen dankte mir auch die Königin Majestät mit einem herzlichen Segenswunsche, welcher so fließend war, als wenn ein Prediger zum neuen Jahr gratuliert. Ihro Excellenz die Gräfin

von Voß begleitete mich wieder zum Zimmer hinaus, nachdem die Unterredung drei Viertelstunden gedauert hatte. Gleich den Tag nachher bekam ich vom General-Major Köckeritz zehn Stück Friedrichsd'or ausgezahlt. Die Königin hatte die besondere Gnade, mir ein Paar Ringe zukommen zu lassen, damit ich mich einmal an meinem Ehrentage ihrer erinnern könnte. Ich schloß die Ringe in einen einfachen Brief und schrieb folgenden Vers auf das Couvert:

Dieses Siegel bleibe fest verschlossen,
Nicht des Freundes, nicht der Mutter Hand
Löse seines Inhalts hohes Pfand,
Bis noch tausend Tage sind verflossen.
Jedem Auge bleib es dicht verborgen,
Bis nach einem Kampf mit Licht und Nacht
Mich an meines Lebens schönstem Morgen
Eine reine Hand noch glücklich macht."

So ehrte die Königin nicht nur die vornehmen Geister der Poesie; auch der schlichte Naturdichter, dessen Musenborn zwischen Strohflechten und Lehmstreichen sprang, sonnte sich in ihrer Huld. Diese Trauringe, die sie an Hiller schenkt, sind sie nicht eben so charakteristisch für Luise, wie ihre Ehrenkette an Goethes Mutter, ihr Hochzeitgeschenk an Jean Paul? Daß Schiller nicht nach Berlin gezogen wurde, bedauerte sie noch nach des Dichters Tode. Ihr Name klingt in vielen Dichtungen ihrer Zeit, auch in jetzt verschollenen. In Kotzebues damals weitverbreitetem Singspiel „Fanchon" (Musik vom Berliner Kapellmeister Himmel) tritt ein Abbé

auf, ein Dutzend Gedichte zu Namenstagen in der Tasche. Er sagt in seinem Liede:

Auf alle Tag' im Jahr' —
Halt' ich die Verse bereit —
Wird alles gedankenlos spendiert
An jene wie an diese.
Doch wenn das Herz den Reim diktiert,
Steht im Kalender Luise.

Diese Anspielung erregte damals im Theater einen Jubel, wie er nur da ausbricht, wo der Sänger den Zuhörern aus der Seele singt.

Viele Denkzeilen der Königin deuten auf ihre Kenntnis der großen Dichter ihrer Zeit. Zur Erinnerung an die schönen Stunden im Riesengebirge vermerkte sie die Worte aus Jean Pauls Unsichtbarer Loge: „Vier Priester stehen im weiten Dom der Natur und beten an Gottes Altären, den Bergen: der eisgraue Winter mit dem schneeweißen Chorhemd — der sammelnde Herbst mit Ernten unter dem Arm, die er Gott auf den Altar legt, und die der Mensch nehmen darf — der feurige Jüngling, der Sommer, der bis nachts arbeitet, um zu opfern — und endlich der kindliche Frühling mit seinem weißen Kirchenschmuck von Blüten, der wie ein Kind Blumen und Blumenkelche um den erhabenen Geist herumlegt und an dessen Gebete alles mitbetet, was ihn beten hört." — Die Königin las nicht nur, sie schrieb auch gern, schrieb mit schwungvoller Feder Tagebuchblätter, Aufsätze und vorzüglich Briefe. Geist und Gemüt adelten alle Briefe, in welchen sie sich unbefangen aussprechen konnte. Auch Musik trieb sie, und mit

seelenvoller Stimme sang sie gern die vaterländischen Lieder, ihre frohe Häuslichkeit durch die Tonkunst verschönend.

Aber diese klaren Sonnentage stillen Glückes neigten sich frühzeitig zum Untergange. Denn eine treue Landesmutter zählte Luise ihre Landeskinder zu ihrer Familie: was ihrem Volke zu leide geschah, das war eine tiefinnerliche Heimsuchung auch für sie. Und des Eroberers eiserne Hand, die bald schwer auf Preußen drücken sollte, griff auch der Königin ans Leben, brach ihr das Herz. Von Frankreich her, aus dem Lande, das von jeher ein Raubstaat gegen das deutsche Reich gewesen, war des Unglücks Nacht über Deutschland gekommen, und nicht lange, so warf sie ihre Schlagschatten auch auf Preußen. Was des Königs Ratgeber, geblendet von Napoleons vorgespiegelter Freundschaft, für Ruhe und Frieden gehalten hatten: das war nur die Stille vor dem Gewitter. Sie hätten die drohende Kriegswolke zerstreuet, bildeten sie sich ein. Aber nur Frist gegönnt hatten sie den Wettern der Schlacht, sich inzwischen desto gewaltiger anzusammeln und danach desto zermalmender nieder zu fahren.

In Frankreich hatte Napoleon Bonaparte die Revolution zu Boden geworfen; aber nur, um ihren blutigen Nacken als Emporstufe zum Kaiserthrone zu benutzen. Nicht der Baum ihrer geträumten Freiheit erwuchs auf dem Grabhügel des hingemordeten Königtumes, sondern die eiserne Zuchtrute eines emporgekommenen Säbelherrschers. Und Napoleons Eigenmacht, seine anmaßende, allenthalben Gewalt für Recht übende Willkür — bald kannte sie kein

anderes Maß mehr, als die Länge seines Degens. Schon war dieser Degen Herr in Süddeutschland. Nun wollte er es auch in Norddeutschland werden. Preußen, diese von Friedrich dem Großen hoch aufgerichtete Heeressäule, sollte nun gleichfalls gestürzt werden, sollte das erniedrigte übrige Deutschland nicht länger überragen.

Fünftes Kapitel.

Der Wendepunkt ihres Lebensglückes.

In den ersten Oktobertagen des Jahres 1805 begann Napoleon mit einer Gewaltthat gegen Preußen, mit einer Verletzung des neutralen Bodens der brandenburgischen Fürstentümer in Franken, mit der Überschreitung des preußischen Gebietes im Anspachschen. Ein schmaler Streifen lag da seinen Plänen im Kriege gegen Östreich im Wege. Anstatt nun den vom Völkerrecht gebotenen Umweg um dies neutrale preußische Land zu machen, muß der von Hannover heranziehende Bernadotte mit seinen französischen Truppen ohne weiteres durch Anspach marschieren, um den Östreichern in den Rücken zu fallen. Denn — so meinte Napoleon, allem Rechte Hohn sprechend — „der Sieg, den er haben müsse, und den er sich nicht durch falsche Bedenklichkeiten dürfe entgehen lassen, werde seine beste Rechtfertigung für diesen Bruch des Völkerrechts sein.“ In der That brachte er den Östreichern, welche diesen Bruch des Völkerrechts natürlich nicht von den fein gesitteten Franzosen erwartet hatten, dadurch eine Niederlage bei: Mack, der Oberbefehlshaber des östreichischen Heeres, wurde nach Verlust mehrerer

Gefechte in Ulm eingeschlossen und streckte dort die Waffen. Diese Tage wurden zu einem Wendepunkt im Leben der Königin. Personen, welche ihr nahe standen, erinnerten sich nicht, daß Ihre Majestät vor dieser Zeit sich über politische Ereignisse geäußert hätte. Es wurde damals gerade des Kronprinzen Geburtstag in dem stillen Paretz gefeiert. Der Erstgeborene Luisens wurde am 15. Oktober 1805 zehn Jahre alt. Er empfing als Festgeschenk Hut und Degen aus des Vaters Hand und erschien zum ersten Male in Uniform vor der Königin. Da äußerte sie die tiefe Bewegung ihres Gemütes in den Worten: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Rocke, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen."

Zehn Tage nach des Kronprinzen Geburtsfest kam der Kaiser Alexander von Rußland nach Berlin. Eine Stunde nach seiner Ankunft, am 25. Oktober 1805, fuhr er mit dem König und der Königin nach Potsdam, die drei Majestäten zusammen in einem Wagen. Alexander warnte Friedrich Wilhelm und Luise vor der Gefahr, in die Preußen sich durch seine neutrale Stellung stürze. Das Gewicht seiner Gründe verstärkte sich noch durch die Gegenwart des Erzherzogs Anton von Östreich. Im Auftrage seines Bruders, des Kaisers Franz, traf er fünf Tage nach Alexanders Ankunft in Berlin ein: er warb gleichzeitig mit dem russischen Kaiser um Preußens Teilnahme an dem Kriege gegen Frankreich. Noch während der Anwesenheit der beiden kam es in Potsdam am 3. November 1805

zum Abschlusse eines Vertrages mit Rußland und Östreich: Preußen sollte als vermittelnde Macht einen Unterhändler mit bestimmten Friedensbedingungen in Napoleons Hauptquartier senden: nähme er diese Bedingungen nicht an, so sollten 180 000 Preußen ins Feld rücken. Nach dieser Übereinkunft bestimmte der Kaiser Alexander seine Abreise auf den 5. November. Den Abend vorher, bei der Tafel, ließ er im Gespräche mit der königlichen Familie die Äußerung fallen, wie gern er die Gruft Friedrichs gesehen hätte: er bedauere, von Potsdam zu scheiden, ohne den Manen des großen Königs seine Ehrfurcht bezeigt zu haben. „Dazu ist es noch Zeit," gab der König zur Antwort und zugleich den Befehl, die Garnisonkirche zu erleuchten. Dort unter der Kanzel ruht Friedrich II. im zinnernen Sarge; eben dort im marmornen Friedrich Wilhelm I., der gestrenge königliche Vater, von dem der große Sohn schrieb: „Wenn es wahr ist, daß man den Schatten des Eichbaums der Kraft der Eichel verdankt, aus welcher er erwuchs, so wird alle Welt eingestehen, daß man in dem arbeitsamen Leben dieses Fürsten und in seinen weisen Anordnungen die Quelle des Glückes suchen muß, dessen das Königshaus sich noch jetzt erfreut." — Nach elf Uhr erhoben Alexander, Friedrich Wilhelm und Luise sich von der Abendtafel, um sich auf kurze Zeit in ihre Gemächer zurückzuziehen. Der Kaiser machte sich reisefertig. Um halb ein Uhr begiebt er sich mit dem Königspaare in die Garnisonkirche, hinab in die von Wachskerzen erhellte Gruft. Alexander neigt seine Lippen auf Friedrichs Sarg, küßt ihn, reicht über dem

Sarg Friedrich Wilhem die Hand und schwört ihm ewige Freundschaft. Aus der Gruft des großen Königs stieg der Kaiser in den Reisewagen.

Napoleon hat ein Jahr darauf in seinem siebenzehnten Bulletin dieses „berühmten Schwures" gespottet. Aber Alexander und Friedrich Wilhelm haben ihn erfüllt, wenn auch erst in einer spätern Zeit, als sie in jener Novembernacht hofften, wenn auch erst nach dem Tode der Königin, die ihn mit ihren Thränen besiegelte.

Infolge des Potsdamer Vertrags wurde Graf Haugwitz als preußischer Bevollmächtigter in das französische Hauptquartier gesandt, um entweder dem Kaiser der Franzosen den Frieden vorzuschreiben oder den Krieg zu erklären. Napoleon kannte, wie er selbst sich dessen rühmte, seine Leute; er wußte auch Haugwitz zu nehmen und hinzuhalten. Der Graf, anstatt das ihm aufgetragene Wort der Entscheidung zu sprechen, ließ sich von Napoleon nach Wien, an dessen auswärtigen Minister Talleyrand weisen und erschien erst nach der Schlacht von Austerlitz wieder im französischen Hauptquartier, um alsbald die drohende Botschaft, mit der ihn der König an Napoleon gesandt, in einen artigen Glückwunsch für den Sieger umzuwandeln. „Dieser Glückwunsch," antwortete Napoleon dem von ihm berückten Haugwitz, „war eigentlich für andere bestimmt. Das Glück allein verschafft ihn mir." Halb schmeichelnd, halb schreckend, kirrte und spornte er jetzt den Grafen zur Unterzeichnung eines entgegengesetzten Vertrages, eines Schutz- und Trutzbündnisses, das nach Napoleons Versicherung die Freundschaft zwischen Frankreich

und Preußen auf ewige Zeiten befestigen sollte. Als Schild, der seine Umwandlung decken sollte, brachte Haugwitz einen Brief Napoleons an den König mit nach Berlin. Es stand darin zu lesen: „Ich habe den Herrn Grafen von Haugwitz gesehen, habe lange Zeit mit ihm gesprochen von meinen Empfindungen, von meinen Plänen und von meinen Absichten. Er hat in meinem Herzen gelesen, er hat es ganz aufgeschlossen gesehen.“ Im schreienden Widerspruch mit diesem empfindsamen Schreiben Napoleons war es freilich, daß er bei der ersten Kunde von dem Potsdamer Vertrag ergrimmt ausgerufen hatte: „Der König von Preußen soll mir das entgelten!“ Auch der damalige französische Gesandte Bourrienne in Hamburg, Bonapartes Schulfreund von der Kriegsschule in Brienne her und vertraut mit dessen korsischer Art, prophezeite: „Napoleon, der jetzt noch nachtrage, was er als fünfzehnjähriger Knabe für Beleidigungen angesehen, werde gewiß dem König von Preußen den November 1805 nimmermehr vergessen.“

Der König und die Königin waren außer sich über das, was Haugwitz gewagt — „gewagt mit beispiellosem Leichtsinn, seinem Auftrage gerade zuwider“. Es wurde ein Staatsrat berufen und da unter des Königs Vorsitz beschlossen, jenen Wiener Vertrag nur mit Einschränkungen anzunehmen. Haugwitz trug diese Botschaft nach Paris; er fühlte jetzt den ganzen Übermut des Siegers. Napoleon erklärte: so binde auch er sich nicht länger an die früheren Bedingungen. Er bestimmte einen ändern, viel ungünstigeren Vertrag, und Preußen sah sich

genötigt, darein zu willigen. Denn sein Schwert stak schon wieder in der Scheide. Es hatte im Vertrauen auf Napoleons neuerdings zugesicherte Freundschaft zu früh entwaffnet. Dazu stand es jetzt den Franzosen allein, getrennt von seinen bisherigen Bundesgenossen, allein dem siegestrunkenen Kaiser gegenüber. Mit Napoleons Willkür hielt seine Falschheit gleichen Schritt. Erst hatte er Preußen, zum Tausche für Neufchatel, Anspach und Cleve, das Kurfürstentum Hannover aufgedrängt, um es dadurch in Krieg mit Großbritannien zu verwickeln, und hernach suchte er England für sich zu gewinnen durch das geheime Versprechen der Rückgabe von Hannover, als Preis des Friedens mit Frankreich. Offenkundig gab er Preußen den freundschaftlichen Rat, als Gegengewicht wider den Rheinbund einen nordischen Bund zu stiften, und insgeheim wirkte er dem Anschlusse Norddeutschlands an Preußen entgegen.

Die Königin war durch dies alles tief bekümmert. Ihre Gesundheit hatte in dem Winter von 1805 bis 1806 gelitten, der Schmerz um den Verlust eines lieben Kindes erschütterte sie noch mehr. Ihr jüngster Sohn, der Prinz Ferdinand, starb ein Jahr vier Monate alt am 1. April 1806. Schadow formte die Totenmaske und die Hände des verewigten Prinzen. „Mit dem Tode dieses Königssohnes (schreibt er) begannen die trüben Stunden der schönen Königin Luise, sonst von der Natur begabt mit heiterem Humor. Das kleine Figürchen wurde in Marmor ausgeführt; es befindet sich in der Schloßkapelle in Charlottenburg." — Schwer

gebeugt ging die Königin mit dem König nach Potsdam, um dort das Frühjahr zu verleben. Die Ärzte verordneten ihr die Bäder von Pyrmont: an jenen Quellen hatten wiederholt der große Kurfürst (1681 und 1685) und der große König (1744 und 1746) sich erfrischt. Auch Luise hoffte von ihnen die Wiederherstellung ihrer wankenden Gesundheit. Sie reiste im Juni dahin und unterwarf sich mit gewissenhafter Strenge den ärztlichen Vorschriften. Nur schwer hatte sie sich zu dieser Trennung von ihrem Gemahl und ihren Kindern entschlossen: darum sollte die Zeit ihrer Abwesenheit nicht ungenützt vergehen, sollte der heilsame Zweck der Badereise, so viel an ihr lag, gefördert werden. Eine Freude war es ihr, die ganze Zeit ihrer Kur mit dem Herzog von Mecklenburg-Strelitz, ihrem Vater, und dem Erbprinzen, ihrem ältesten Bruder, in Pyrmont zusammen zu sein. Auch die damalige Erbprinzessin von Weimar, die Großfürstin Marie von Rußland, brauchte zur selben Zeit die dortigen Bäder: sie war der Königin eine liebe Gesellschaft und ihr bald durch herzliche Freundschaft dauernd verbunden. Die Bäder und das Trinken des Brunnens wirkten sichtbar wohlthätig auf die Gesundheit Luisens. Ihre getrübte Stimmung erhellte sich wieder; das gebeugte Gemüt richtete sich auf im Anblick von Pyrmonts schöner Natur. Sie bewegte sich viel im Freien, machte Ausflüge in die Umgegend und erfreute sich besonders gern der reizenden Aussicht von der Spitze des Schellenberges. Dort, auf jener Höhe mit der in Trümmern liegenden Bergfeste Schell-Pyrmont, soll der Sage nach eine Burg der

Thusnelda gestanden und ein immerwährendes heiliges Feuer gebrannt haben. Ein Wald von alten Buchen, diesen den Germanen heiligen Bäumen, krönt den weit ausblickenden Gipfel. Eine dieser majestätischen Buchen trägt noch jetzt den Namenszug Luisens mit der Krone und weiht den Pyrmonter Berg zu einem Wallfahrtsorte für die preußischen, die deutschen Badegäste.

Erst kurz vor ihrer Heimkehr erfuhr sie in Pyrmont die Tagesneuigkeit, den Rheinbund. Um das, was sich unterdessen im preußischen Kabinett zugetragen und bereitet hatte, scheint sie nicht gewußt zu haben. Die herzliche Liebe des Königs, der sonst kein Geheimnis vor ihr hatte, wollte ihr vermutlich jede Besorgnis während ihrer Kur ersparen. Um zu seinem Geburtstag wieder in Charlottenburg zu sein, reiste sie nach sechswöchigem Badegebrauch über Hildesheim, Halberstadt und Magdeburg zurück. Auch auf dieser Reise war des Volkes Liebe ihre stete Begleiterin: überall erhielt sie Beweise treuer Anhänglichkeit. Der König kam ihr schon einige Meilen vor Potsdam entgegen, und bei ihrer Ankunft in Charlottenburg am 31. Juli fand sie ein neues Zeichen seiner aufmerksamen Liebe. Die bisherige Sandfläche vor dem Gitter des Schloßgartens war zu einem grünen Rasenplatz umgeschaffen, ein neuer Weg angelegt und mit Pappeln bepflanzt worden.

Auf diese freudige Überraschung folgte die ernste, schwere Kunde, daß der Krieg gegen Frankreich beschlossen, weil er nicht länger mit Ehren zu vermeiden, daß die ganze Armee marschfertig sei und bald ausrücken werde. So wenig Anteil hatte die

Königin an diesem Kriege, infolge dessen Napoleon der Welt einzureden suchte: derselbe sei ihr Werk, daß sie erst davon erfuhr, als er schon fest beschlossen war. Aber da dieser Beschluß einmal von dem Könige gefaßt worden, und seine Sache zugleich die des Vaterlandes war, so erfüllte er nun ihr ganzes Gemüt, und offenherzig, wie es ihre Art war, sprach sie sich dafür aus. Noch ehe der Krieg von 1806 förmlich erklärt war, lieferten die von Napoleon abhängigen Zeitungen schon rohe Ausfälle gegen die Königin Luise. Darauf berechnet, sie in den Augen ihres Volkes herabzuwürdigen, verstärkten diese verleumderischen Angriffe nur noch den Haß gegen Napoleon: alle preußischen Herzen fühlten sich mit der Königin dadurch gekränkt.

Am 21. September 1806 früh reiste der König in Begleitung der Königin von Charlottenburg ab, um über Magdeburg und Halle zur Armee nach Naumburg an der Saale zu gehen. Auch diese Begleitung hat Napoleon gerügt. Aber in dem preußischen Fürstenhause ist Anhänglichkeit der Gatten auf dem Throne keine ungewohnte Erscheinung. Schon der erste Kurfürst aus dem Hause Hohenzollern, der große Burggraf Friedrich hatte in seiner Gemahlin Elisabeth von Bayern (der schönen Else) eine beherzte Gefährtin. Sie warb in seinen Kämpfen gegen den märkischen Adel Hülfsvölker für ihn, sie führte solche in Person ihrem Gemahle zu. Der große Kurfürst nahm seine Gemahlin gleichfalls mit in das Feld, und er war darum nicht weniger ein Held und der Überwinder seiner Feinde. Eingedenk dieses Beispiels ihrer fürstlichen Vorgänge-

rinnen, übernahm die Königin auch gern die erste Chefstelle bei dem Anspach-Baireuthschen Dragoner-Regiment, welche durch den 1806 in England erfolgten Tod des letzten Markgrafen von Anspach-Baireuth erledigt war. Das Regiment erhielt durch eine Kabinetsordre den Namen: „Dragoner-Regiment der Königin“. Als es im September 1806 von Pasewalk über Berlin nach Thüringen ins Feld rückte, empfing es Luise vor dem Thore. Sie fuhr bei dessen Einzug in Berlin an seiner Spitze, angethan mit einem Spencer von den Farben des Regiments. Dieser Spencer wird heute noch bei ihrem Regiment zum Andenken jenes Ehrentages aufbewahrt.

Schon das Jahr zuvor, als der Krieg mit Frankreich nahe schien und die Berliner Garnison ausrückte, hatte die Königin mit ihren Kindern von den fortziehenden Truppen Abschied genommen. Die Bataillone waren auf dem Wilhelmsplatze, zwischen den Bildsäulen des preußischen Waffenruhmes aufgestellt: hier sagte ihnen die Königin mit ihren Kindern ein herzliches und begeisterndes Lebewohl. Der König selbst führte dann die Truppen durch das Potsdamer Thor. Auch diesen Abschied hat Napoleon ihr zum Vorwurfe gemacht. Und doch ließ er selbst in der Folge die Kaiserin und seinen Sohn von der alten Garde auf ähnliche Weise Abschied nehmen.

Am 23. September abends erreichten der König und die Königin Naumburg und verweilten da bis zum 4. Oktober früh. Aus jenen Tagen erzählt der 1866 in Guben verstorbene Prorektor Sauffe in

seinen Erinnerungsblättern: „Der König und seine Gemahlin wohnten im Schlosse und machten, vom freundlichen Herbstwetter begünstigt, täglich Ausflüge in die Umgegend, besonders nach der Henne, gingen auch, ohne sich den mindesten Zwang anzuthun, in der Stadt umher. Die Königin selbst kaufte einmal im Konditorladen meiner Mutter, welche dieselbe noch nicht kannte und noch weniger vermutete, mehrere süße Kleinigkeiten. Aber die drei Geheimschreiber des Königs, welche bei meinen Eltern einquartiert waren, hatten die Käuferin eintreten sehen und erkundigten sich alsbald, was die Königin gewollt habe. Tags darauf kam sie wieder; allein jetzt zeigte sich meine Mutter nicht mehr ganz unbefangen und redete sie mit „Majestät" an. Von da an blieb die Königin weg, wie in den Märchen von den guten Feen, welche mit den Menschen wohl dann und wann liebreich verkehren, aber nicht erkannt sein wollen. Durch ihr leutseliges Benehmen, das doch gar nicht wie vornehme Herablassung aussah, hatten der König, die Königin und alle anwesenden Fürsten des brandenburgischen Herrscherhauses rasch die Herzen der Naumburger gewonnen und einige sogar für sich begeistert. Bei den Paraden, welche der König um 11 Uhr auf dem Markte abhielt, war ich stets zugegen. Einmal sprang dem König ein Knopf von der Kleidung ab, und die Majestät hielt es nicht für zu gering, sich bückend ihn vom Pflaster wieder aufzuheben. Bei einer andern Gelegenheit lief er, als seine Gemahlin ein Umschlagetuch vergessen hatte, selbst in das Schloß zurück, um es ihr zu holen."

Fünf Tage vor der Jenaer Schlacht hatte Friedrich Gentz (damals Hofrat in der Staatskanzlei zu Wien, späterhin die rechte Hand Metternichs) jene denkwürdige Audienz bei der Königin, welche er selbst aufgezeichnet hat, und in welcher „die große, unglückliche, unvergeßliche Luise im ganzen Zauber ihres Herzens und der vollen Hoheit ihrer Gesinnung und Haltung strahlte.“ Gentz war Freitag den 3. Oktober abends nach Naumburg, dem preußischen Hauptquartiere gekommen. Von hier ging er am 4. Oktober über Weimar mit nach Erfurt. „Ich verließ Naumburg um 7 Uhr morgens (schreibt Gentz), der Weg nach Auerstädt bot eins der feierlichsten Schauspiele, die ich in meinem Leben gesehen. Der König und die Königin saßen in einem verschlossenen Wagen, von zwanzig andern begleitet und von allen Seiten von Truppen, Kanonen und Geschützwagen umringt. Großartig war der Anblick. In dem Augenblick passierte der Wagenzug die Brücke zu Kösen und die Höhen, welche dies Städtchen umgeben; der Gedanke aber, daß die Herrscher einer Schlacht zueilten, deren glücklicher Erfolg eine europäische Umänderung hervorbringen mußte, während andrerseits ein entgegengesetzter Ausgang die letzte Friedenshoffnung für so viele Länder zerstören würde, machte diesen Marsch zugleich Ehrfurcht gebietend und Trauer erregend.“

Am 9. Oktober hatte Gentz die Ehre, der Königin vorgestellt zu werden. Er selbst beschreibt diese Audienz in dem während seines Aufenthaltes im preußischen Hauptquartier geführten Tagebuche: „Donnerstag, 9. Oktober. Um 9 Uhr morgens

erhielt ich Zutritt bei Ihrer Majestät der Königin. Schon seit einem Jahre hörte ich beständige Lobpreisungen dieser Fürstin; ich war daher ganz darauf vorbereitet, sie anders zu finden, als ich sie mir früher gedacht. Die feinen, erhabenen Eigenschaften aber, die sie während einer dreiviertelstündigen Unterhaltung jeden Augenblick entwickelte, hatte ich nicht erwartet. Sie beratschlagte mit Bestimmtheit, Selbständigkeit und Feuer, zugleich eine Klugheit offenbarend, die ich selbst bei einem Manne bewunderungswürdig gefunden hätte. Und doch zeigte sie sich bei allem, was sie sagte, so voll tiefen Gefühls, daß man keinen Augenblick vergessen konnte, es sei ein weibliches Gemüt, dem man hier Bewunderung zolle. Nicht ein Wort, das nicht zum Zwecke gehörte — keine Gefühlsäußerung, die nicht in vollkommenstem Einklang gestanden mit dem allgemeinen Gegenstande der Besprechung, so daß eine Übereinstimmung von Würde, Wohlwollen und Anmut, wie ich mich etwas Ähnlichen nie zuvor entsinne, daraus hervorging. Ihre erste Frage war, was ich von diesem Kriege denke, und welche Ansichten ich hege. Sie fügte unmittelbar hinzu: „Ich frage nicht, um Mut zu schöpfen — das habe ich, Gott sei Dank, nicht erst nötig! Zudem weiß ich ja, daß, wenn Sie auch eine ungünstige Meinung von der Sache hegten, Sie mir dieselbe sicher nicht kund thun würden. Allein wissen möchte ich doch gern, worauf die Männer, die in der Lage sind, den Stand der Dinge zu beurteilen, ihre Hoffnungen gründen, um dann zu sehen, ob deren Beweggründe mit den meinen übereinstimmen." Ich suchte

alles hervor, was sich mir selbst bei dieser Frage von der schönen Seite bot. Besonderen Nachdruck legte ich auf den Zustand der öffentlichen Meinung, auf die günstige Meinung von Seiten der Zeitgenossen und auf die eifrigen Wünsche, die von allen Parteien Deutschlands dahin geteilt würden, daß ein günstiger Erfolg Preußens Unternehmungen krönen möge. Die Königin bemerkte: sie habe schon seit langer Zeit Befürchtungen darüber gehegt, in welchem Lichte die öffentliche Meinung (und vor allem die der andern Länder) diesen Feldzug betrachten möchte, da sie wohl wisse, daß die Gesinnungen gegen Preußen nicht die günstigsten; jedoch habe sie seit einigen Wochen in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht, die ihr wieder großes Vertrauen eingeflößt hätten. Sie fuhr fort: „Sie kennen die Vergangenheit besser, als ich; aber ist jetzt nicht der Augenblick, wo sie vergessen werden sollte?“ Freimütig sprach sie hierauf über den Krieg von 1805; und obgleich sie hierbei in dem, was sie sagte, geheimen Verdacht und düstere Ahnung kund gab, so war doch auch dies keineswegs der mindest interessante Teil unserer Unterhaltung. Ich erstaunte über die Genauigkeit, mit der sie jedes Ereignis, jedes Datum kannte und selbst auf die unbedeutendsten Umstände aufmerksam machte. Tiefen, unerlöschlichen Eindruck machten aber auf mich die liebenswürdigen, tiefen Gefühle, die sie offenbarte, als sie auf das Mißgeschick des Hauses Österreich anspielte. Mehr als einmal sah ich dabei ihre Augen voll Thränen. — Dann fragte sie mich, ob ich einen Artikel im Publicisten gelesen, in welchem man höchst unwürdige Auslegungen ihres

politischen Benehmens gegeben habe. Ich hatte ihn nie gesehen. Nachdem sie einige Redensarten daraus angeführt, rief sie aus:

„Gott weiß es, daß ich nie über öffentliche Angelegenheiten zu Rate gezogen worden bin und auch nie danach gestrebt habe. Wäre ich je darum befragt worden, so hätte ich — ich bekenne es offen — für den Krieg gestimmt, da ich glaube, daß er notwendig war. Unsere Lage war so kritisch geworden, daß wir auf alle Gefahr hin verpflichtet waren, uns herauszuwickeln; es war dringend notwendig, den Vorwürfen und dem Verdacht, welchen man gegen uns hegte, ein Ende zu machen. Aus einem Princip der Ehre und folglich der Pflicht, weit entfernt von aller selbstsüchtigen Berechnung, waren wir, so weit ich es verstehe, berufen, jenen Weg einzuschlagen.“

In Beziehung auf die ihr angedichtete Parteilichkeit für die Russen sagte sie: es sei dies von allen die ungerechteste und widersinnigste Beschuldigung. Was den Eifer, die Hingebung und persönlichen Tugenden des Kaisers Alexander betreffe, so habe sie diesem stets alle Gerechtigkeit angedeihen lassen und werde dies auch immer thun; allein weit entfernt, Rußland als das Hauptwerkzeug zur Befreiung Europas zu betrachten, habe sie dessen Beihülfe nur immer als letzte Hülfsquelle angesehen, und sie sei fest überzeugt, daß die großen Rettungsmittel ganz allein in der engsten Vereinigung aller derer zu finden wären, die sich des deutschen Namens rühmten.

Man hatte sich (berichtet Gentz weiter) seit eini-

gen Tagen viel mit der Abneigung beschäftigt, welche die Königin offenbart hatte, das Hauptquartier zu verlassen. Die Meinungen waren sehr geteilt in diesem Punkte; die Mehrzahl stimmte gegen ihren längeren Aufenthalt hier. Doch auch die andere Meinung zählte tüchtige Männer als Verteidiger, und unter diesen den General Kalkreuth, der mich in Auerstädt gebeten hatte, daß ich, wenn sich mir dazu irgendwie Gelegenheit böte, gegen den Plan der Abreise der Königin sprechen solle: „ich weiß, was ich bitte — ihre Gegenwart ist von größtem Gewicht.“ Es geziemte mir nicht, zwischen diesen beiden entgegengesetzten Ansichten zu entscheiden. Alles, was ich zu sagen vermochte, war, daß der Königin Benehmen während ihres ganzen Aufenthaltes im Hauptquartier auch vom leisesten Vorwurf frei blieb: offen, wie es immer gewesen war, und dabei eine Würde, Bescheidenheit und Klugheit, wie sie jede Fürstin ihres Ranges auszeichnen sollte, und wie man sie gewiß selten unter Umständen findet, wie die waren, in welche sie sich versetzt sah. Ich für meinen Teil glaube aber, daß ich — abgesehen von den Gefahren, denen sie sich aussetzte, die in ihren Augen aber kein Beweggrund waren — für ihr Dableiben gestimmt haben würde. Niemand vermochte dem König ihren Verlust zu ersetzen, und da sie nicht öffentlich erschien, auch keine Ansprüche darauf machte, so überwogen die Vorteile ihrer Gegenwart alle Einwürfe. Da ich nun so viele Reden über diesen Gegenstand mit angehört hatte, war ich begierig, Erkundigungen über deren Ursprung einzuziehen, und die günstige Gelegenheit

ergreifend, zu der Königin zu sagen: „Ich habe bemerkt, daß man sich in Dresden sehr mit der Aussicht beschäftigte, Ihre Majestät zu bewegen, einige Tage länger daselbst zu verweilen.“ Darauf antwortete sie: „Ich bekenne, unter andern Verhältnissen hätte ein längerer Aufenthalt in Dresden mir großes Vergnügen gewährt. Allein jetzt könnte ich mich desselben nicht erfreuen. Mein Gemüt ist zu voll ernster Betrachtungen, und zudem weiß ich nicht, wie meine Stellung werden könnte. Übrigens unterwerfe ich mich bei dieser wie bei allen anderen Gelegenheiten ganz des Königs Willen. Ich fürchte mich auch vor den beunruhigenden Gerüchten, denen man in größerer Entfernung von dem eigentlichen Schauplatz stets ausgesetzt ist. Auch wissen Sie ja, wie thätig gerade in diesem Augenblicke der böse Wille ist.“

Den Tag zuvor hatte sie zu Herrn von Goetzen gesagt: „Wie ist es möglich, daß man mich nach Berlin verbannt? Ist es denn so wünschenswert, daß ich Kunde von den Vorgängen des Krieges durch des Herrn von Bray Hände erhalte?“ Dann sagte sie freimütig, daß, sofern es von ihr abhänge, sie bleiben werde: „der König hat mir zum Glück erlaubt, ihn morgen zu begleiten, und ich werde ihn nicht eher verlassen, als bis er es wünscht.“

Die Herzogin von Hildburghausen, der Königin Schwester, war während der ganzen Audienz gegenwärtig, in welcher Ihre Majestät Gentz empfing.

Den Tag darauf, den 10. Oktober, wurde das Hauptquartier von Erfurt nach Blankenhain verlegt. Die Regimenter der zweiten Linie des Centrums

erhielten Befehl zum Ausmarsche, sie sollten dem Könige und der Königin dahin vorausgehen. Um neun Uhr morgens stieg der König zu Pferde; ihm folgte die Königin mit zwei Wagen, in denen ihre ganze Begleitung Raum fand. Diese zählte hier nur fünf Personen: die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß, die Hofdame Gräfin von Tauentzien, Frau von Buch (die Gattin des Kammerherrn) und zwei Kammerfrauen. Die eine der letztern war Fräulein Schadow (des berühmten Bildhauers Schwester). Der König und die Königin hielten länger als zwei Stunden vor dem Thore von Erfurt, um die Truppen vorüberziehen zu sehen. Am 11. Okt. wurde Weimar das Hauptquartier: der König und die Königin kamen gegen Mittag an. Hier ereilte sie die Trauerkunde, daß der Prinz Louis den Tag vorher (Freitag, den 10. Oktober) bei Saalfeld gefallen sei.

Prinz Louis befehligte die aus preußischen und sächsischen Truppen bestehende Avantgarde des Hohenloheschen Corps. Er war am 7. Oktober in Rudolstadt eingetroffen und sah seine Ankunft dort im Schlosse durch ein Festmahl und einen Ball gefeiert. Als die fürstliche Familie sich aus dem Ballsaale in die inneren Gemächer zurückzog, da folgte ihr der Prinz und spielte noch, zum Erstaunen und Entzücken der Zuhörer, über eine Stunde im freien Laufe der Gedanken auf dem Piano. Das war sein Schwanengesang! Am 9. Oktober empfing der Prinz die Nachricht: es sei schon zu Plänkeleien zwischen den beiderseitigen Vorposten gekommen, und der über Gräfenthal auf Saalfeld anrückende Feind beabsich-

tige morgen einen Angriff. „Mit dem Angreifen werde ich ihnen zuvorkommen," sagte der Prinz, „und so zugleich den Schildwacht-Neckereien ein Ende machen." — Am 10. Oktober vor Tagesanbruch brach er von Rudolstadt nach Saalfeld auf. Dort, in der Nähe der Stadt, entspann sich auf dem ungünstigen Terrain jenes unglückliche Gefecht, in welchem die ungefähr 8300 Mann Preußen und Sachsen von der Übermacht der immer zahlreicher von den Höhen des Thüringer Waldes niedersteigenden Franzosen nach tapferer Gegenwehr geschlagen wurden. Fünf Stunden lang führte Prinz Louis den Kampf gegen den doppelt so starken Feind. Die Franzosen zogen auf dem hohen linken Thalrande völlig gedeckt heran, in ihrer überhöhenden Stellung hatten sie das ganze Saalthal von Saalfeld bis Schwarza im Auge, konnten also alle Bewegungen auf der von kleinen, bebuschten Thälern durchschnittenen Ebene übersehen. Noch zuletzt wirft der Prinz, an der Spitze seiner Reiter, sich auf das weichende erste Treffen des 9. und 10. französischen Husaren-Regiments. Aber durch eine geschickte Bewegung des zweiten französischen Treffens in beide Flanken genommen, wird er mit seinen fünf schwachen Schwadronen geworfen. Vergebens ermutigt er die Nächsten zum Stehen: jeder neu aufgestellte und Front machende Trupp wird sofort von fliehenden oder verfolgenden Reitern über den Haufen geritten. Wild durcheinander jagen sächsische, preußische und französische Husaren vorbei an der auf Wöhlsdorf zurückgehenden Artillerie. Stockende oder im Stiche gelassene Geschütze, dazu die Hohlwege und Hecken des

Schlachtfeldes dämmen nur auf Augenblicke den Strom der Flucht, um ihn dann desto reißender anschwellen zu lassen. Der Prinz wird unaufhaltsam mit fortgerissen: die blitzenden Ordenssterne an seiner Brust, der hohe Federbusch auf seinem Hut machen ihn vor allen anderen Offizieren kenntlich. Ein Schmuck, den er, des großen Friedrichs Neffe, an dem Festtage des Gefechts vielleicht mit Absicht nicht vermieden hat.

Wie er gefallen ist? Darüber widersprechen einander die Aussagen aus jener Zeit. Nach der damaligen Erzählung in Saalfeld wäre es auf einem Acker oberhalb des Hohlweges bei Wöhlsdorf gewesen, wo Prinz Louis sich mit der Reiterei zum letzten Angriff gegen die französischen Husaren aufstellte. Hier geworfen, seine Schwadronen zersprengt, seine Adjutanten von ihm abgedrängt und alles in jäher Flucht sehend, will er mit seinem englischen Pferde über den Hohlweg setzen, um die jenseitige Wiese zu erreichen und dort auf ebenem Boden den Vorsprung zu gewinnen. Doch indem das Pferd über den Hohlweg fliegt, erhält es von hinten einen Schuß, es macht noch einige Sätze bis zu einem Busch auf der Wiese und stürzt. Der Prinz wirft sich aus dem Sattel, er nimmt seine Pistolen aus den Halftern und den Weg auf Wöhlsdorf zu. Unweit des Schlagbaumes am Eingang jenes Dorfes wird er von einem Wachtmeister und einem Husaren des zehnten französischen Husarenregiments ereilt. Beide sprengen zu Pferde auf ihn ein. Er schießt nach ihnen, der eine Schuß streift den Husaren, der zweite fehlt den Wachtmeister. Dieser, Guindet mit Na-

men, vermutet wohl einen hohen Offizier, nicht aber einen Königlichen Prinzen in dem Gegner und ruft ihm zu: „General, ergebt Euch!“ Der Prinz antwortet durch einen Säbelhieb. Er kämpft zu Fuß gegen die beiden Reiter, empfängt erst einige leichte Wunden, die ihn nicht rühren, zuletzt einen Hieb in den Hinterkopf, der ihn zu Boden streckt. Der Husar, gierig nach dem Blute des Feindes, der ihn verwundet hat, springt vom Pferde, durchbohrt des Gefallenen Brust und wütet noch gegen den Toten. Daher die Hieb- und Stichwunden, von denen man den Leichnam des Prinzen zerfetzt fand.

Andere wollen wissen, des Prinzen Roß sei bei jenem Sprunge über den Hohlweg oder über einen Gartenzaun bei Wöhlsdorf mit dem Fuße in einer Hecke hangen geblieben und habe seinen Reiter so den Todesstreichen des ihn verfolgenden französischen Husaren-Wachtmeisters ausgesetzt. Der Prinz, schon aus drei tödlichen Wunden blutend, habe sich noch einige Augenblicke zu Pferde gehalten und danach sein Leben in den auffangenden Armen seines Adjutanten ausgehaucht. Dem widerstreitet aber die Angabe von Gentz. Er sprach den ersten Adjutanten des gefallenen Prinzen und schreibt: „Er lieferte uns genaueren Bericht über das Gefecht bei Saalfeld, aber keinen über des Prinzen Tod, da er während des Gefechts kurz vor dem stattgefundenen Unglück von ihm getrennt worden war.“ — Über die Auffindung des Leichnams und dessen Begräbnis in Saalfeld berichtet Gentz in einem Briefe an Adam Müller: „Der Graf Mensdorff-Pouilly, ein französischer Emigrierter, jetzt Rittmeister im österreichi-

schen Klenauschen Regiment, der vor zwei Jahren die Prinzessin Sophie von Koburg geheiratet hat, war mit dem Koburgschen Hofe in Saalfeld, als der Krieg anfing und die unglückliche Affaire vom 10. Oktober vorfiel. Er hatte den Prinzen noch am Tage der Schlacht gesprochen und begleitete ihn, wie er aus der Stadt ritt, um den Franzosen entgegenzugehen. Wie der fatale Ausgang immer entschiedener wurde, ritt er zurück um der Koburgschen Familie beizustehen, und hielt durch seine Standhaftigkeit die Franzosen ab, das Schloß in Saalfeld zu plündern. Bei diesem Geschäft kommt der General Lannes und zeigt ihm den Stern und das Kreuz des Prinzen, und fragt ihn, wem es gehört haben könne. Mensdorff sagt ihm, welchen Feind er besiegt hat. Lannes ruft erstaunt: „Diable! Voilà qui est bon; cela fera une grande sensation à l'armée.“ („Der Teufel! Das ist gut; das wird großes Aufsehen machen im Heere.“) Hierauf reitet Mensdorff gleich nach dem Schlachtfelde, begleitet von den Husaren, die den Prinzen ausgezogen und geplündert hatten; er verspricht ihnen Geld, wenn sie ihm nur den Leichnam schaffen wollen. Man findet ihn ganz nackt und halb schon in die Erde gescharrt. Er stellt Lannes die Unwürdigkeit der Behandlung vor, und nun giebt ihm dieser eine Kompanie Grenadiere, um den Leichnam, bloß in ein Tuch gehüllt, nach Saalfeld bringen zu lassen. Die Grenadiere spielen Walzer, indem sie ihn begleiten. Man bringt ihn ins Schloß und untersucht ihn. Mensdorff läßt ihn in die Kirche tragen, dort 24 Stunden stehen und dann in der

fürstlichen Gruft beisetzen. Was das für Fügungen sind! Ein östreichischer Offizier, ehemals selbst Franzose, Gemahl einer deutschen Prinzessin, begräbt den Prinzen Louis von Preußen!“

Fünftehalb Jahre nachher, am 10. März 1811 (dem Geburtstage der im Sommer vorher entschlafenen Königin Luise) sind des Prinzen Gebeine auf Befehl des Vaters durch den Kammerrat Gieseke aus Saalfeld nach Berlin abgeholt und hier am 21. März abends in der Hof- und Domkirche, in der Gruft seiner Ahnen beigesetzt worden. August Stägemann dichtete auf dieses Leichenbegängnis des Prinzen Louis ein Lied. Es lautet darin:

Laßt die Fahnen herrlich weh'n, Soldaten!
Laßt den Marsch der Trommel mutig schallen!
Und der Mund von donnernden Metallen
Thu' es kund, ein Herold tapfrer Thaten,
Daß ein Held für's Vaterland gefallen!

Napoleon, wie er die Königin Luise verleumdete, so schmähte er auch das Andenken des gefallenen Prinzen, wogegen Thiers, sonst ein schmeichelhafter Geschichtschreiber des Kaisers der Franzosen, anerkennt: „Der Prinz, in eine glänzende Uniform gekleidet, mit all seinen Orden geschmückt, begab sich in das Getümmel des Kampfes mit einer Tapferkeit, welche seiner Geburt und seiner Stellung entsprach.“

Am 13. Oktober 1806, in der dritten Nachmittagsstunde, verließ die Königin Weimar, um ihrem Gemahl nach Auerstädt zu folgen. Auf dem Wege dahin kam ihr das Gerücht entgegen: der Feind stehe schon auf den Höhen hinter Kösen, die

Straße sei nicht mehr sicher. Man riet ihr, umzukehren. Als nun die Truppen Ihre Majestät nach Weimar zurückfahren sahen, vermuteten sie, der Feind sei in der Nähe, und ein weithin schallendes Jauchzen, ein tausendstimmiges Lebehoch auf die Königin brach aus den Reihen der kampflustigen Krieger. Die herzhafte Stimmung des Heeres belebte sie mit frischem Vertrauen: es war, wie sie zu ihrer Begleiterin, der Gräfin von Tauentzien, sagte, eine Himmelspforte der Hoffnung, durch welche sie abends wieder in Weimar einfuhr und im herzoglichen Schlosse abstieg. Hier sprach sie den General von Rüchel, und auf sein Zureden entschloß sie sich, am nächsten Morgen nach Berlin zurück zu reisen. Er entwarf nach der Landkarte, die er bei sich hatte, für Ihre Majestät die Reiseroute über Mühlhausen, die Chaussee von Seesen, Braunschweig und Magdeburg nach Berlin. Daraus machte nachher Napoleon die Lüge: der General von Rüchel habe mit der Königin von Preußen die Pläne zu den Kriegsoperationen reguliert! — Am 14. Oktober, in der Frühe des zu ihrer Abreise bestimmten Tages, fehlten noch die nötigen Pferde; denn die Armee hatte alle zum Marsche gebraucht. Der General ließ Haussuchung nach Pferden halten und ersetzte die fehlenden durch seine eigenen Pferde. Auch ließ er die ersten Stationen die Königin durch ein Kavallerie-Kommando (Baillodz-Kürassiere) zu ihrer Sicherheit begleiten. Schon hörte man kanonieren.

Sechstes Kapitel.

Die Königin in der Kriegszeit von 1806 und 1807.

Es waren die Kanonen der Jenaer Schlacht. Der erste ferne Donner der Geschütze schlug an den Reisewagen, in welchem sie durch den dichten Nebel des trüben Herbstmorgens dahinfuhr. Wenn diese graue Decke, die jetzt in der Frühe auf dem Thüringer Walde lag, sich hob, wenn die Sonne dieses blutigen Tages durch den Nebel drang — wem sollte sie zum Siege leuchten? Die Königin sah im Geiste ihren Gemahl, den Mann ihres Herzens, den Vater ihrer Kinder in die Schlacht ziehen. Sie ließ ihn in Gefahren zurück, die sie so gern mit ihm geteilt hätte. Und auf ihrer viertägigen Fahrt aus Thüringen durch den Harz und die Altmark nach Berlin hörte sie bis kurz vor Brandenburg nur ungewisse Nachrichten, bald frohe, bald schreckliche. Was sie da empfunden, was sie da gelitten, sie selbst hat es „unsäglich" genannt, hat sich dieser Fahrt „zwischen den Bergen der Hoffnung und den Abgründen des Zweifels hindurch" mit den Worten erinnert: „Da wird man inne, was der Spruch bedeutet: wir wissen nicht, was wir beten sollen,

sondern der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen." — Erst am vierten Tage nach ihrer Abreise von Weimar, am 17. Oktober, ereilt sie nahe bei Brandenburg ein reitender Bote, abgeschickt von dem Obersten von Kleist. Sie nimmt dem heransprengenden Reiter das Schreiben aus der Hand: es enthält in wenigen Zeilen die Bestätigung ihrer Furcht, die Vernichtung ihres Hoffens. Es ist, als sei die Lawine, die drohend über ihrem Wege hing, nun plötzlich erdrückend auf sie herabgerollt. Tief bestürzt fährt sie weiter über Potsdam nach Berlin. Als sie hier am späten Abend ankommt, da sind ihre Kinder schon fort nach Schwedt an der Oder. Die Franzosen ständen schon vor den Thoren, hieß es, und auf dieses Gerücht hin hatte der Gouverneur der Hauptstadt die Lehrer der königlichen Kinder bestimmt, sie fürs Erste nach Schwedt zu geleiten und dort der weiteren Befehle der Eltern zu harren. Dr. Hufeland, damals Königlicher Leibarzt, wurde am 18. Oktober früh 6 Uhr ins Königliche Palais zur Königin gerufen. Er fand sie mit verweinten Augen, aufgelösten Haaren, in Verzweiflung. Sie kam ihm mit den Worten entgegen: „Alles ist verloren. Ich muß fliehen mit meinen Kindern, und Sie müssen uns begleiten." Auch die Prinzessin Wilhelm, die ihre Niederkunft erwartete, entschloß sich zur Flucht. Von den Mitgliedern des Königshauses wurden nur die Familien des Prinzen Ferdinand und des Prinzen Heinrich durch ihr hohes Alter in Berlin zurückgehalten.

Die Königin traf in Schwedt mit ihren Kin-

dern zusammen. Welch ein Wiedersehen! „Ihr seht mich in Thränen," rief sie aus, „ich beweine den Untergang der Armee! Sie hat den Erwartungen des Königs nicht entsprochen." Damalige Aufzeichnungen berichten noch andere Äußerungen der Königin aus diesen ersten Tagen der Flucht, als eine Schreckensnachricht die andere jagte — Äußerungen, die, mögen sie auch nicht Wort für Wort so gelautet haben, doch dem großen Sinne Luisens und der Stimmung, in der sie „Alles verloren glaubte," entsprechen. Zu ihren beiden ältesten Söhnen, dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm, die bereits den Rock des Königs und der Armee trugen, und zu deren Erziehern soll die Königin sich damals ausgesprochen haben: „Sie sehe ein Gebäude an einem Tage zerstört, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet. Es gebe keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr; er sei verschwunden wie jener Nebel, der auf den Feldern von Jena und Auerstädt die Gefahren und Schrecken dieser unglücklichen Schlacht verbarg! — Ach, meine Söhne, (rief sie aus) Ihr seid schon in dem Alter, wo Euer Verstand diese schweren Heimsuchungen fassen kann! Ruft künftig, wenn Eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtnis zurück. Weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine! Aber begnügt euch nicht mit den Thränen allein. Handelt, entwickelt eure Kräfte. Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder.

Befreiet dann Euer Volk von der Erniedrigung, worin es schmachtet. Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie Euer Urgroßvater, der große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Lasset euch, meine Söhne, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen. Werdet Männer und Helden, würdig des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich!"

Von Schwedt aus reiste die Königin über Stettin weiter nach Küstrin, wo der König sie schon erwartete.

Nach der Jenaer Schlacht schrieb Napoleon an seine Gemahlin Josephine: „Ich war dabei und nahe beim König von Preußen; es hat wenig gefehlt, daß ich ihn sowie die Königin gefangen hätte." In der That hatte der König persönlich große Gefahren bestanden. Ein Pferd ward ihm unter dem Leibe erschossen, als er bei Auerstädt an der Spitze des Regiments Königin-Dragoner angriff, und auf dem bedrängten Rückzuge nach Sömmerda äußerte er zu dem General Blücher: „Wir sind is einer üblen Lage; es kann kommen, daß wir unn durchschlagen müssen." Für diesen Fall forderte Blücher die Kavallerie-Offiziere auf, sich beim ersten Schuß auf den Feind zu stürzen. Doch gelangten sie unangefochten nach Sömmerda. „Blücher," sagte der König hier zu seinem treuen Gefährten, „wir können uns gegenseitig Glück wünschen, daß wir so durchgekommen sind." Und während der General die Vorposten vor Sömmerda aufstellte, sammelte

der König selbst die einzelnen Haufen der zersprengt ankommenden Truppen und brachte sie vor der Stadt wieder in Ordnung. Erst auf die Kunde, der Feind sei schon bis Kölleda vorgedrungen, ließ der König sich bewegen, nach Sondershausen aufzubrechen. Er traf am Morgen des 16. Oktober dort ein, ruhte zwei Stunden und begab sich sodann, nur von einer Schwadron Wobeser Dragoner begleitet, weiter über Nordhausen, Wernigerode nach Magdeburg. Am 18. Oktober verließ er diese Festung wieder, ging in der Nacht zum 20. an Berlin vorüber und erreichte vormittags Küstrin. Hier stieg er auf dem Markte in einem Privathause ab: der Kommandant, die Präsidenten der Regierung und Kammer, die Kriegsräte empfingen ihn. Seine ersten Worte waren: „Ein sehr unglückliches Ereignis führt mich hierher." Küstrin wimmelte bereits von Flüchtlingen. Edelleute, Beamte, benachbarte Bauern und die Vorstädter brachten ihre eilends zusammengeraffte Habe in die Festung. Wagen voll Möbel, Betten, Kisten und Kasten verstopften häufig die Straßen: das Gewühl, der Wirrwarr des ersten Schreckens wuchs mit jedem Augenblick. Die Königin erreichte am 20. Okt. abends um zehn Uhr Küstrin, mit ihr der Minister von Hardenberg. Auf ihrer Fahrt von Stettin hierher hatte sie auf einem Gute angehalten und durch den Kammerdiener den Amtmann um frische Pferde ersucht. Diese wurden versprochen — der Amtmann selbst ließ sich nicht sehen. Die Königin wartet eine Viertelstunde — eine halbe Stunde, die Pferde kommen nicht. Endlich fragt der Kammerdiener einen vor dem Hause stehenden Knecht, wo

denn die Pferde blieben. „Ja," antwortet der Knecht, „die werden nicht kommen, denn der Amtmann hat sie durch den hintern Thorweg hinaus aufs Feld gejagt." So mußte die Königin mit den müden Pferden weiter fahren. Und wer kann wissen, ob diese auffallende Versagung des Vorspannes nicht etwa gar in der geheimen Absicht geschah, die Königin wider Willen aufzuhalten und in ihrer Flucht vor dem Feinde zu hemmen? Denn wenige Tage nachher brachte eine Wache vom dritten Bataillon des Regiments Zenge die Nachricht nach Küstrin: eine Eskadron französischer Chasseurs sei schon bis nach Reitwein, einem nur eine Meile von Küstrin entfernten Dorfe vorgedrungen und habe da bei dem Amtmann nach dem Aufenthalt der königlichen Familie geforscht.

Den Tag nach ihrer Ankunft in Küstrin besichtigte der König die Wälle der Festung. Die Königin, in einen einfachen Reisemantel gehüllt, ging mit gesenktem Haupte neben ihrem Gemahl her, in tiefem Gespräch mit ihm. Der Kommandant, Oberst von Ingersleben, sah sie in der Majestät ihres Unglücks, er versprach die Festung bis aufs äußerste zu verteidigen, er gab dem König noch bei dessen Abreise am 26. Oktober Hand und Wort darauf. Und schon am 4. November erfuhr das unglückliche Königspaar in Graudenz die niederschmetternde Nachricht von der Übergabe Küstrins. Kaum vierundzwanzig Stunden vorher war eine gleiche Botschaft von Stettin eingelaufen. Auch Magdeburg, die Hauptfestung Preußens, wurde schon am 8. November von dem altersschwachen Gouverneur, Gene-

ral von Kleist, dem Marschall Ney überliefert. Erfurt hatte bereits am 16. Oktober, Spandau am 25. dem Feind die Thore aufgethan. Es folgten diesem schlechten Beispiele am 21. November Hameln, am 25. Plassenburg und Nienburg. Alle preußischen Festungen zwischen der Weser und Oder in des Feindes Gewalt! Dazu die Kapitulation des vom Fürsten von Hohenlohe befehligten Corps bei Prenzlau! Diese Schreckensnachrichten folgten einander wie betäubende Donnerschläge. Aber — und das ist es wesentlich, was die Königin vor allen hochstellt in der Geschichte nicht allein Preußens, sondern des ganzen großen Deutschlands, zu dessen Wiederbefreiung Preußen nachher im begeisterten Andenken an Luise den Anstoß gab — während rings um sie alles den Kopf zu verlieren schien und sogar in des Königs nächster Umgebung schon Stimmen laut wurden, jeden ferneren Widerstand aufzugeben: da war es das ursprünglich weiche Gemüt der Königin, welches im Gefühl von Preußens Ehre noch festen Mut faßte. Sie hielt noch Glauben: „denn der politische Glaube ist wie der religiöse eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet und nicht siehet.“ Und mit einer Größe der Seele, die über jedes Ereignis erhaben war, äußerte sie sich über des Vaterlandes Unglück und über die Menschen, die dazu beigetragen hatten: „nur feste Ausdauer im Widerstand könne uns retten!“ Man müsse die Bestätigung des Waffenstillstandes verweigern, den Napoleon anbot unter der Bedingung, daß ihm das ganze Land am linken Ufer der Weichsel bis zum Frieden überlassen werde, ohne daß er seinerseits über die

Rückgabe der ihm auf diese Art zu überliefernden Länder sich im geringsten verpflichten wollte.

Mitten durch die schwarzen Wolken, welche jede Aussicht in die Zukunft verhingen, leuchtete doch noch mancher Waffenblitz preußischen Heldenmutes, ein frischer Hoffnungsstrahl für die Königin. So die kühne Befreiung preußischer Kriegsgefangener durch den Lieutenant Hellwig vom 2. Bataillon Pletz-Husaren. Mit nicht mehr als 50 Mann legt Hellwig sich bei Eichrodt in den Hinterhalt, erwartet da den von Gotha nach Eisenach gehenden Zug, läßt die Kolonne vorbei, stürzt sodann, wie einst „der alte Zieten aus dem Busch," auf den Nachtrab der französischen Bedeckung, säbelt die Überfallenen nieder, befreit die Kriegsgefangenen, wirft sich mit ihnen auf den mittleren Trupp der Franzosen, haut auch diesen in die Pfanne, sprengt nun auf die Spitze der Franzosen los, ereilt sie an den Thoren von Eisenach, macht sie gleichfalls nieder und rettet sich mit den glücklich befreiten Kriegsgefangenen, 9000 an der Zahl, in das Hessische. — Nicht minder tapfer zeigte sich der Prinz August, der Bruder des bei Saalfeld gefallenen Louis Ferdinand. Während der unglückliche General Fürst von Hohenlohe sich bei Prenzlau mit 10000 Mann und 1800 Pferden an Joachim Murat ergab, wagte der Prinz August mit seinem auf 240 Mann zusammengeschmolzenen Grenadier-Bataillon das Äußerste, um sich durchzuschlagen. Angesichts der ihn von zwei Seiten bedrängenden französischen Reiter, 1500 bis 2000 an der Zahl, spricht er den Soldaten Mut ein. Er ermuntert sie zu beherzter Gegenwehr, ver-

heißt jedem Offizier den Verdienstorden, jedem Soldaten die Ehrenmedaille, wenn es ihnen gelänge, sich einen Ausweg zu erkämpfen. Drei feindliche Angriffe schlägt er ab. Er zieht eine Strecke unangefochten durch die tief liegenden Uckerbrüche, indes die nachsetzende französische Reiterei oben von der Höhe das Zusehen hat. Aber bald weicht das durchwässerte, sumpfige Erdreich unter den Füßen des kleinen Bataillons: bis unter die Arme versinken die Leute, ihrer hundert bleiben stecken in dem tückischen Moraste: sie haben nicht mehr die Kraft, sich wieder heraus zu arbeiten. Die Offiziere steigen ab, lassen ihre Reitpferde im Stich, weil sie hier nur den Marsch erschweren. Der Prinz allein führt sein Roß an der Hand mit sich fort, läßt es glücklich über eine Reihe von Gräben springen. — Endlich reißt das Tier sich los und schwimmt in der Ucker neben ihm her, ohne daß es sich wieder ans Ufer ziehen läßt. Der Prinz selbst ist zweimal dem Ertrinken nahe. Sobald er wieder festen Boden unter sich fühlt, ist es sein erstes, daß er den Grenadieren zuruft, aufs neue Quarree zu formieren. Aber die Gewehre sind durchnäßt, die Munition wie eingeweicht in den Patrontaschen. Den Kolben hatten die Grenadiere auf den treulosen Boden gestemmt, um an dem Laufe einen Halt zu haben beim Sprung über die Wassergräben. Nun warfen sie, seit vierzehn Tagen auf dem Marsche und nur selten durch Lebensmittel erfrischt, unmutig die Gewehre weg, die nicht mehr losgehen wollten; sie ergaben sich den feindlichen Reitern. Der Prinz mußte die Gefangenschaft seiner Leute teilen. Er

erhielt von dem französischen General Beaumont sofort sein Pferd zurück, wurde von diesem selbst nach Prenzlau geleitet und dann von dem Obersten Gerard nach Berlin zu Napoleon. Die Uniform noch beschmutzt von dem Schlamm der Uckerbrücke und mit einem Pantoffel auf dem in der Schlacht bei Auerstädt beschädigten Fuße: so erschien der Prinz vor dem Kaiser der Franzosen, und die einzige Gnade, die er sich von dem auffallend höflich gegen ihn thuenden Sieger ausbat, war die: „nicht mit denjenigen verwechselt zu werden, welche die Kapitulation bei Prenzlau geschlossen hätten. Er habe sich mit seinen Grenadieren so lange gewehrt, als noch eine brauchbare Patrone vorhanden gewesen, und sei nur zuletzt in einem undurchdringlichen Morast gefangen genommen worden." Napoleon gestattete dem Prinzen, bis zur Heilung seiner Wunde bei seinen Eltern in Berlin zu bleiben unter der Bedingung: „daß er keinen Briefwechsel führe und sich aller Reden enthalte."

Die Kapitulation von Prenzlau war die Losung zu allen anderen Kapitulationen: sie pflanzte den Kleinmut in die Herzen; sie streute die Vorstellungen von Verrat unter das Volk; sie verbreitete den jede Thatkraft lähmenden Gedanken, daß doch alles verloren, daß dem Vaterlande doch nicht mehr zu helfen sei! Aber während die französische Heereswoge höher und höher ging um das immer tiefer sinkende preußische Staatsschiff, da war es die königliche Frau, da war es Luise, die mit dem Mute eines Helden den Zagenden zurief: „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?" — Sie wußte, daß nur

der verloren ist, der selbst sich verloren giebt, und durch Sturm und Nacht fand ihr mit Zuversicht aufblickendes Auge den Stern von „Friedrichs Ehre“ — diesen Stern, der auch in Tilsit über ihrem Haupte leuchten sollte, als sie auf Napoleons hochfahrende Frage im Geiste des großen Königs antwortete. Nur Eines brachte sie auf Augenblicke außer Fassung: die ruchlose Verleumdung, mit der Napoleon sie, die Reine, in französischen und deutschen Schmähschriften verfolgen ließ. „Nein,“ rief sie unter heißen Thränen, „ist es diesem boshaften Menschen nicht genug, dem Könige seine Staaten zu rauben, soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin geopfert werden, indem er niedrig genug denkt, über mich die schändlichsten Lügen zu verbreiten!“ — Sie vergegenwärtigte sich ihr vergangenes Leben, sie fragte die Stimme ihres Gewissens, und ihre reine Seele fühlte sich erhaben über jede Schmähung frecher Lüge. Nur auf Augenblicke regte sich in ihrem Gemüte der Zweifel: ob das, was sie bisher für das Rechte gehalten, denn auch wirklich das Rechte sei, und ob der von ihr gut geheißene Widerstand gegen Napoleon nicht als ein vermessener Trotz erscheine gegen das Schicksal, von dem ihr Haus, ihr Land, ihr Volk immer furchtbarer heimgesucht wurde. In diesem vorübergehenden Seelenkampfe, auf den bald wieder ein innerer Friede folgte, erinnerte sie sich des rührenden Gesanges aus Goethes Wilhelm Meister, und sie schrieb in ihr Tagebuch:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte

Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Ortelsburg, den 5. Dez. 1806. Goethe W. M

Von Ortelsburg folgte sie dem König nach Wohlau und dann weiter nach Königsberg in Preußen. Fast jede Nachricht, die sie aus den verschiedenen Provinzen erhielten, war eine neue Unglücksbotschaft. So vielen Leiden erlag die Gesundheit der Königin. Sie erkrankte an einem Nervenfieber, und vierzehn Tage lang schwebte ihr Leben in der augenscheinlichsten Gefahr. Ihr Zustand schien sich eben bessern zu wollen, als nach dem Treffen bei Pultusk und Golymin und dem Gefecht bei Soldau die französische Armee auf Königsberg anrückte. Man trug Bedenken, die Kranke länger hier zu lassen. An einem trüben, feuchten Wintertag unternahm man es, sie, in ihrem Wagen liegend und in Betten eingehüllt, nach dem 20 Meilen entfernten Memel zu bringen. Vorher lag ihr jüngster Sohn, der am 29. Juni 1801 geborne Prinz Karl, schwer am Nervenfieber danieder. Es wurde deshalb der Königliche Leibarzt Dr. Hufeland aus Danzig gerufen, wohin er die ihre Niederkunft erwartende Prinzessin Wilhelm begleitet hatte. „Ich machte mich sogleich auf den Weg, (so schildert es Hufeland selbst) ich setzte bei stürmischem Novemberwetter bei Pillau über das Meer — ich mußte die Matrosen mit Gewalt zum Übersetzen zwingen, weil sie die

Gefahr des Sturmes fürchteten — kam des Nachts um 2 Uhr in Königsberg an und fand den Prinzen im Zustande eines Sterbenden. Ein warmes Kräuterbad allein konnte ihn retten; aber es war bei der höchsten Schwäche mit Lebensgefahr verbunden. Doch ohne Rücksicht auf den Erfolg und meinen Ruf, nur der Pflicht, alles zu thun, was zur Rettung möglich war, folgend, entschied ich mich! Das Bad wurde genommen, und Gott segnete es. Von dem Augenblicke an mäßigte sich das Fieber; der Anfang der Besserung war gemacht. — Endlich ergriff der böse Typhus auch unsere herrliche Königin, an der alle Herzen und auch unser Trost hing. Sie lag sehr gefährlich danieder, und nie werde ich die Nacht des 22. Dezembers 1806 vergessen, wo sie in Todesgefahr lag, ich bei ihr wachte und zugleich ein so fürchterlicher Sturm wütete, daß er einen Gipfel des alten Schlosses, in dem sie lag, herabriß, während das Schiff, welches den ganzen noch übrigen Schatz und alle Kostbarkeiten enthielt, auf der See war. Indes auch hier ließ Gottes Segen die Kur gelingen; sie fing an sich zu bessern. Aber plötzlich kam die Nachricht, daß die Franzosen heranrückten. Sie erklärte bestimmt: „Ich will lieber in die Hände Gottes, als dieser Menschen fallen." Und so wurde sie den 9. Januar 1807 bei der heftigsten Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen und 20 Meilen weit über die Kurische Nehrung nach Memel geschafft. Wir brachten drei Tage und drei Nächte zu, die Tage teils in den Sturmwellen des Meeres, teils im Eise fahrend, die Nächte in den elende-

sten Nachtquartieren. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Not empfunden! Ich dabei in der beständigen ängstlichen Besorgnis, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte. Und dennoch erhielt sie ihren Mut, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht, und er belebte uns alle. Selbst die freie Luft wirkte wohlthätig: statt sich zu verschlimmern, besserte sie sich auf der bösen Reise. Wir erblickten endlich Memel am jenseitigen Ufer, zum erstenmal brach die Sonne durch und beleuchtete mild und schön die Stadt, die unser Ruhe- und Wendepunkt werden sollte. Wir nahmen es als ein gutes Vorzeichen an."

Der König und die königlichen Kinder folgten der Königin nach Memel. Diese nördlichste Stadt Preußens, zwei Meilen von der russischen Grenze, wurde nun der Sammelpunkt für diejenigen Krieger, die nicht in die Gewalt des Feindes gefallen waren oder Mittel gefunden hatten, sich aus der Gefangenschaft zu befreien. Nicht allein Wünsche, auch Hoffnungen leuchteten wieder auf und erhellten auf Stunden und Tage die finstere Gegenwart. Aus den fernen Provinzen, ungeachtet sie in Feindes Hand waren, bahnten die rührendsten Beweise der Treue sich den Weg zu dem König und der Königin. Auch die Bewohner Preußens und Litthauens wetteiferten im Darthun ihrer festen Anhänglichkeit. Bald waren Friedrich Wilhelm und Luise unter ihnen wie Vater und Mutter im Kreise ihrer sie liebenden und ehrenden Kinder.

In der Schlacht von Eylau thaten die 6000 Mann unter Lestocq sich durch ihren alten preußischen Heldenmut hervor. Zwar schrieb Napoleon sich den Sieg zu; doch erlitt er so große Verluste, daß sie ihn zu einem Frieden mit Preußen geneigt machten. Er sandte einen seiner Generale an den König, und dieser hätte einen nach den damaligen Umständen vorteilhaften Frieden schließen können, wenn er sich von seinem Bundesgenossen, dem Kaiser Alexander losgesagt hätte. Aber dazu wollte der rechtliche, biedere Sinn des Königs sich nicht verstehen. Alexander traf am 1. April 1807 in Polangen ein. Der König fuhr ihm von Memel aus entgegen, und tags darauf besuchte der russische Kaiser die königliche Familie in Memel. Er fand die Königin tief gebeugt: der Kronprinz war in den letzten Tagen am Scharlachfieber erkrankt, ihr zweiter Sohn, der Prinz Wilhelm noch bettlägerig am Nervenfieber. Sie reichte dem Kaiser in stummem Schmerze die Hand. Doch deutlicher, als Worte es vermocht hätten, sprach ihr Herzeleid aus ihrem thränenschweren Schweigen. Der Kaiser erneuerte seine warmen Versicherungen, treu mit dem Könige zusammenzuhalten: er komme nicht nur als Bundesgenosse, er komme auch als Freund. Mit ihm reisten der König und die Königin am 4. April in der dritten Morgenstunde von Memel nach Kydullen bei Georgenburg, wo die erste Division aus Petersburg eintraf. Der Kaiser selbst führte seine Garden an dem König vorbei, er überreichte diesem die Regimentsberichte wie seinem Obern, umarmte ihn und rief mit thränenden Augen: „Nicht wahr, keiner

von uns beiden fällt allein? Entweder beide zusammen oder keiner von beiden! — Die Königin fühlte sich wie neu belebt. Sie ging, während der König den Kaiser nach Bartenstein begleitete, mit frischem Mute nach Königsberg, der zweiten Residenzstadt des Königreichs.

Am 12. April kam sie in Königsberg an, wohnte aber nicht im Schlosse, sondern behalf sich in der bescheidenen Behausung ihrer Schwester Friederike, der Prinzessin von Solms. „Sie führte das eingezogenste Privatleben," schreibt ein Augenzeuge. „Wohlthun und Menschenliebe füllten ihre Tage. Sie suchte, so viel sie es vermochte, das Elend zu lindern, das der Krieg in seinem Gefolge mit sich führt. Sie sorgte mit unablässigen Bemühungen, mit ansehnlichen Unterstützungen für die Verwundeten, unterstützte die Notleidenden. Sie besuchte kein Schauspiel, bei ihr wurden keine Konzerte und Bälle gegeben; aber jeder, dem das Glück ward, sich ihr zu nahen, muß es bekennen, daß sie, oder noch nie ein Weib auf Erden, dem hohen Ideale der schönsten Weiblichkeit nahe kam. Ans Herz dringend war die Ergebung, mit der sie ihr Unglück trug." Während dieses zweiten Aufenthaltes in Königsberg (von Mitte April bis in die ersten Junitage 1807, wo sie wieder nach Memel ging) lernte sie den damaligen Stadtpfarrer, nachherigen evangelischen Bischof Borowsky sowie den greisen, aber noch geistesfrischen Kriegsrat Scheffner näher kennen. Sie besuchte die Kirche Borowskys. Sie erbaute sich an seinen Predigten, sie las seine Schrift über Geist und Stil Martin Luthers und ließ sich

von ihm mit des deutschen Reformators Worten unterrichten: „der Glaube sei das Auge der Christen; in diesem Augenlicht betrachtet, werde ihr das Wort des Psalmisten fruchten: Einem Könige hilft nicht seine große Macht; ein Riese wird nicht errettet durch seine große Kraft. Siehe, des Herrn Auge siehet auf die, so ihn fürchten.“ Die Bekanntschaft Scheffners, eines Geistesverwandten Kants, Hippels und Hamanns, machte die Königin durch ihre Schwester Friederike. Seine Freimütigkeit war für sie, der Wahrheit über alles ging, die Würze ihrer mündlichen und schriftlichen Unterhaltung mit dem noch ganz rüstigen Greise. In einem ihrer Briefe an ihn schreibt sie: „Sie sagen mir, daß Sie keines meiner Worte vergessen; so werden Sie sich auch leicht besinnen, daß ich nie anders rede, als ich denke, und daß Wahrheit den Grund meines Charakters ausmacht.“ — Ein geborener Königsberger, war Scheffner nach vollendeten Studien Sekretär des Herzogs Karl von Holstein-Beck geworden. Er gab diese angenehme Stellung freiwillig auf, um mit nicht sonderlich gefüllter Börse, aber mit Abts Schrift über den Tod fürs Vaterland in der Tasche, zu den Fahnen Friedrichs des Großen zu eilen, mitten durch die von den Russen besetzte Provinz hindurch. Als Fähndrich machte er die Feldzüge in Sachsen, Pommern und Schlesien mit. Nach dem siebenjährigen Kriege als Kriegs- und Steuerrat angestellt, schied er aus den Königlichen Diensten, weil Friedrich in einer Kabinettsordre an die Kammer gesagt: daß ihm an einem Dragoner mehr, als an zehn Kriegsräten gelegen sei, und weil Scheffner

diese Kränkung seiner Beamtenehre nicht ruhig wie die andern Kriegsräte einstecken mochte. Scheffner bat den König um seinen Abschied und um eine kleine Pension von 200 Thalern. Aber Friedrich schlug sie ihm ab mit den eigenhändig auf den Rand des Berichts geschriebenen Worten:

„Mihr Müste der Teufel plagen, das ich an Kriegsrat Pension gebe, da noch So vihl brav Officiers ohne versorgt Syndt. Die 200 Thlr. wehre einem Invaliden-Offizier zu verm. Fr."

Dennoch erkaltete Scheffner nicht in seiner Begeisterung für den König, die er schon als Jüngling in seinen „kleinen Liedern auf den großen Friedrich" bekundet hatte. Der Königin Luise im April 1807 in Königsberg vorgestellt, sagte er Ihrer Majestät bei der zweiten Aufwartung frei heraus: ohne solche freundliche Begegnung würde er sich wohl kaum zu einer dritten Erscheinung vor ihr entschlossen haben, worauf die Königin erwiderte: „Und ich hätte es Ihnen auch nicht verdacht!" — In seiner Schilderung der Königin schreibt der alte Scheffner: „Augen von einem freiern, reinern Blick, eine frohere, fast die Kindlichkeit erreichende Unbefangenheit hab ich in keinem weiblichen Gesicht gesehen. Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich noch der Gespräche mit ihr, in denen ich ihr nie etwas Unwahres über Sachen oder Personen gesagt, sie mochten betreffen das Hof- oder das ewige Leben, die fürstliche, von der bürgerlichen sehr verschiedene Erziehung, die schwere Wahl eines Oberhofmeisters, die Wirtschaftlichkeit bei Wohlthaten als Mutter echter Freigebigkeit, den Schaden vorschneller Gemüts-

Äußerungen, die Notwendigkeit der Hofetikette, die höfische Zeitverschwendung u. s. w. Von politischen Gegenständen brach sie jedesmal gleich ab. Sie verstand einen alles, und alles Wahre, Gute und Schöne machte viel Eindruck auf sie."

Von den andern Personen, welche damals in Königsberg öfter um die Königin waren, gewann besonders die Gräfin Dohna von Finkenstein Luisens Zuneigung. Sie pflegte die Gräfin, deren vier Söhne schon für das Vaterland fochten, die spartanische Mutter zu nennen, denn die opferfreudige Liebe zum Vaterlande gehe ihr selbst über das Leben ihrer Kinder. Auch der General von Blücher (der nachherige „Marschall Vorwärts") war in jenem Frühjahre (1807) ein gern gesehener „Stammgast" am abendlichen Theetische der Königin in Königsberg. Blücher hatte sich auf seinem kühnen Zuge nach Lübeck gegen die feindliche Übermacht bis aufs äußerste gewehrt und sich zuletzt nur ergeben, weil er und seine todmüde Schar kein Brot, keine Fourage, keine Munition mehr hatte, was er den französischen Heerführern zum Trotz ausdrücklich unter die Kapitulation schrieb. Nachher gegen den gefangenen französischen General Victor ausgewechselt, erschien er in Königsberg, von dem König als ein Hort unbefleckter Waffenehre durch den schwarzen Adlerorden ausgezeichnet. Es wurde da in dem kleinen Abendzirkel der Königin regelmäßig Charpie gezupft. Auch Blücher erhielt wie jeder sein Stückchen Leinwand; er steckte es aber, anstatt zu zupfen, unvermerkt in seine Säbeltasche, dabei seine jüngsten Kriegsabenteuer mit jugendlichem Feuer schildernd. Eines Abends

9*

ertappt die Königin den bekanntlich eben so listigen wie tapfern Feldherrn, als er eben wieder seinen Pflichtteil Leinwand in die Säbeltasche hinein manövriert. Sie zeiht ihn lächelnd der Unterschlagung. Blücher erklärt es für eine Kriegslist. Er bittet um die Gnade, seine Ration Charpie zu Hause zupfen zu dürfen, und die Königin gestattet das unter der Bedingung prompter Ablieferung.

In Königsberg rüstete Blücher damals die Schar, an deren Spitze er in Verbindung mit Schweden den Krieg in Pommern führen sollte. Als er sich nach Stralsund einschiffte, trug er einen Brief der Königin an ihren Vater, den Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz. Luise schrieb darin: „Geliebter Vater! Die Abreise des Generals Blücher giebt mir gottlob einmal eine sichere Gelegenheit, offenherzig mit Ihnen zu reden. Gott, wie lange entbehrte ich dieses Glück, und wie viel habe ich Ihnen zu sagen! Bis zur dritten Woche meines Krankenlagers war jeder Tag durch neues Unglück bezeichnet. Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern, der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt, und von welchem die Reservebataillone, die erst seit Monaten organisiert sind und teils schon vorgehen, teils schon gut gefochten haben, ein neuer Beweis sind — alles dies belebt mit neuen Hoffnungen. Ja, bester Vater, ich bin überzeugt, es wird noch einmal alles gut gehen, und wir werden uns noch einmal glücklich wiedersehen . . . . . Wenden wir unsere Blicke zu Gott, zu ihm, der unsere Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen! — Der König ist mit dem Kaiser Alexander

bei der Armee. Er bleibt bei derselben, solange der Kaiser bleibt. Diese herrliche Einigkeit, durch unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück begründet, giebt die schönste Hoffnung zur Ausdauer; nur durch Beharrlichkeit wird man siegen, früh oder spät, davon bin ich überzeugt. Luise."

Aber nur von kurzer Dauer sollte diese Zeit frischer Hoffnung sein: neue und große Leiden harrten der Königin. Napoleon hatte seine Streitkräfte wieder stark vermehrt. Zwei wichtige preußische Festungen, die sich bis dahin mit Ehren gehalten, Danzig und Neiße fielen, und die Franzosen bedrohten jetzt wieder Königsberg. Die Königin reiste am 2. Juni nach Memel zurück, in die Arme ihrer dort zurückgelassenen Kinder. — Die verbündeten Preußen und Russen rangen bei Spanden, Lomitten und Gutstadt dem Feinde einige Vorteile ab. Der König besuchte seine Familie in Memel, er wollte von dort wieder zur Armee gehen. Da vernichtete Napoleons Sieg bei Friedland am 14. Juni alle Hoffnungen. Sein Marschall Soult rückte am 16. Juni in Königsberg ein. Napoleon selbst verlegte sein Hauptquartier nach Tilsit, an die von den Russen geräumten Ufer der Memel. In diesen Tagen (am 17. Juni 1807) schrieb die Königin Luise in einem Briefe an ihren Vater:

„Es ist wieder aufs neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmut mein Haupt beugt.

Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben; der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns — der zweite, wir gehen mit Ehren unter. . . . . . Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können.

Den 24. Juni.

Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machten. Nun schicke ich Ihnen einen sichern Menschen und fahre deshalb fort, Ihnen Nachricht von hier mitzuteilen. Die Armee ist genötigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und es ist von russischer Seite ein Vertrag abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermutet; es kann auch hier sein; niemand wünscht es so wie ich; doch Wünsche sind nur Wünsche und noch keine feste Basen. Also alles von Dir dort oben, Du Vater der Güte! — Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. . . . . *Auf dem Wege des Rechts leben, sterben und, wenn es sein muß, Brot und Salz essen.*"

Der Waffenstillstand zwischen Rußland und Frankreich kam am 21. Juni 1807 zustande, der mit Preußen erst vier Tage später, am 25. Juni. An demselben 25. in den Mittagsstundeu hatten

Alexander und Napoleon ihre verhängnisvolle Zusammenkunft in einem, auf zwei zusammengefügten Fahrzeugen erbauten Pavillon auf der Memel bei Tilsit. Laut französischer Berichte soll Alexander unter vier Augen zu Napoleon gesagt haben: „Ich hasse die Engländer eben so wie Sie, und ich werde Ihr Sekundant sein in allem, was Sie gegen diese thun." — „Wenn das," antwortete Napoleon, „so kann sich alles ausgleichen, und der Friede ist gemacht." — Tags darauf folgte die zweite Zusammenkunft der beiden Kaiser, und der König ward von Napoleon dazu eingeladen. Er hatte mit dem übermütigen Sieger eine Unterredung, die nichts Gutes versprach.

Alexander und Friedrich Wilhem III. hatten seit dem 24. Juni ihr Hauptquartier in Piktuppönen, einem Dorfe jenseit Tilsit. Napoleon schlug ihnen vor, während der Friedens-Unterhandlungen mit ihm in Tilsit zu wohnen. Die Stadt wurde also für neutral erklärt, in drei Hauptquartiere abgeteilt und jedes mit den Garden der darin wohnenden Monarchen besetzt. Der König hatte das Haus eines Müllers am Ende der Stadt inne. Doch pflegte er hier nur abzusteigen und jeden Abend aus Tilsit nach Piktuppönen zurückzukehren, um in dem Dorfe zu übernachten.

Siebentes Kapitel.

Die Königin Luise und der Kaiser Napoleon. — Der Tilsiter Friede.

Bei den Friedensunterhandlungen zeigte sich Napoleon besonders gegen Preußen erbittert. Er hatte die Mobilmachung des preußischen Heeres von 1805, hatte die Ablehnung seiner Friedensanträge nach der Schlacht bei Eylau nicht vergessen. Der König konnte es nicht über sich gewinnen, sich eben so wie andere vor dem durch Schmeicheleien verwöhnten Sieger zu schmiegen. Der gerade Sinn Friedrich Wilhelms III., seine biedere Natur, welche in Wahrheit, Recht und Billigkeit ihr sittliches Maß fand, sträubte sich gegen den Mißbrauch, den Napoleon mit seinem Glücke und seiner Macht trieb. Er begegnete dem Übermute des herzlosen Siegers mit einem edlen Stolze, der das schwere Unglück mit Würde trug, aber den Kaiser der Franzosen noch feindseliger zu stimmen schien. Unter diesen gespannten Verhältnissen glaubte der Kaiser Alexander, die Gegenwart der Königin könne die Unterhandlungen erleichtern, die Anmut, Hoheit und Reinheit ihrer ganzen Erscheinung könne mildernd auf den harten Sieger wirken. Napoleon selbst wünschte sie

zu sehen. Alexander regte es an, daß der König seine Gemahlin nach Piktuppönen einlud.

Wie die Königin sich zu dieser Reise bestimmt, und was sie auf dem Wege von Memel nach Tilsit empfunden hat, das offenbart ihr Tagebuch. „Welche Überwindung es mich kostet, (schreibt sie) das weiß mein Gott! Denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert. Opfer zu bringen bin ich gewohnt." — Ihr Leibarzt Hufeland schreibt als Augenzeuge: „Nie werde ich den Moment vergessen, wo die edle Königin den Befehl vom Könige erhielt, auch nach Tilsit zu kommen, um wo möglich noch vorteilhaftere Friedensbedingungen von Napoleon zu erhalten. Dies hatte sie nicht erwartet. Sie war außer sich. Unter tausend Thränen sagte sie: Das ist das schmerzhafteste Opfer, das ich meinem Volke bringe, und nur die Hoffnung, diesem dadurch nützlich zu sein, kann mich dazu bringen!"

So traf sie am 4. Juni abends in Piktuppönen bei dem Könige ein. Den andern Morgen kam der Kaiser Alexander aus Tilsit zum Besuche, und am nächsten Morgen erschien der französische General Caulaincourt, Herzog von Vincenza in Piktuppönen, um die Königin im Namen seines Kaisers zu begrüßen: Napoleon ließ fragen, ob Ihre Majestät ihm die Ehre erzeigen wolle, ein Mittags-

mahl anzunehmen. Er selbst gedenke ihr, sobald sie in der Stadt angekommen, den ersten Besuch zu machen. Die Königin nahm an, was sie nicht ablehnen konnte. Unter dem Ehrengeleite französischer Garde-Dragoner, die ihr Napoleon entgegenschickte, fuhr sie in einem achtspännigen Staatswagen in Tilsit ein, hier von den Wachen mit klingendem Spiel salutiert. Zu ihrer Begleitung dienten der General von Knobelsdorf, die Ober-Hofmeisterin Gräfin von Voß und die Hofdame Gräfin Tauentzien. Eine Stunde nach ihrer Ankunft nahte Napoleon mit großem Gefolge. Er ritt einen kleinen arabischen Schimmel: seine Generale sprangen, als er vor der Wohnung der Königin abstieg, hinzu, um ihm das Pferd und den Steigbügel zu halten. Der König und die Prinzen empfingen ihn an der Haustreppe. Napoleon behielt die kleine Reitpeitsche in der Hand. Er nahm den Hut ab, grüßte rechts und links und schritt sogleich die zu den Zimmern der Königin führende Treppe hinauf. Hinter ihm her hinkte sein Ober-Kammerherr und auswärtiger Minister Talleyrand, jetzt der staatsschlaue französische Friedens-Unterhändler hier in Tilsit, wie früher dort in Lüneville, Amiens, Presburg und Posen.

Die Königin empfing den Kaiser mit jenem Takte, wie ihn nur ein edles Gemüt, ein klarer, von gutem Willen erleuchteter Verstand treffen kann. Sie bedauerte, daß er eine so schlechte Treppe zu ihr habe hinan steigen müssen. Napoleon antwortete in schmeichelndem Tone: „Auf dem Wege nach einem solchen Ziele dürfe man vor keinem

Hindernis zurückschrecken." Sie fragte ihn, wie das nördliche Klima zur Winterzeit seiner Gesundheit bekommen sei. Weiterhin kam sie auf den Antrieb zu ihrer Reise zu sprechen: sie sei hier, um ihn zu bewegen, Preußen einen leidlichen Frieden zu bewilligen. Der Erfolg hat gelehrt, wie dies aufgenommen wurde. „Es gehörte (so urteilt der General von Höpfner) die großmütige, ritterliche Gesinnung des Kaisers Alexander, aber auch dessen große Befangenheit über die Persönlichkeit Napoleons dazu, um zu hoffen, daß dieser herzlose Despot, der sich selbst durch die in den Armee-Bulletins vorgebrachten Verleumdungen und Schmähungen der edlen Königin ein Zeugnis seiner Roheit ausgestellt hatte, sich auch nur einen Schritt von dem eingeschlagenen Wege durch die erhabene Persönlichkeit derselben Königin werde ablenken lassen."

Napoleon warf im Gespräche mit der Königin Fragen hin, die darauf angelegt schienen, sie in Verlegenheit zu setzen, unter andern hochmütigen Fragen auch diese:

„Aber wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?"

„Sire," antwortete die Königin, „dem Ruhm Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben."

Diese Antwort der Königin wurde von Talleyrand als Ohrenzeugen gleich nachher weiter erzählt und ging so, zur Ehre der Königin, von Mund zu Munde. Auch verlautete damals: Talleyrand, den Eindruck der geistvollen, edlen Erscheinung der Königin auf Napoleon fürchtend, habe seinen Kaiser

an die Strenge, welche dieser sich vorgenommen, mit den Worten gemahnt: „Sire! Soll die Nachwelt sagen, daß Sie einer schönen Königin wegen Ihre größte Eroberung nicht gehörig ausgebeutet haben?“

Die erste Unterredung zwischen Luise und Napoleon dauerte ungefähr eine Viertelstunde. Zu Mittag speisten der König und die Königin bei dem Kaiser der Franzosen. Napoleon empfing sie am Wagenschlage. Bei der Tafel saß die Königin zwischen den beiden Kaisern, zur Rechten Napoleons, ihr Gemahl zu dessen Linken. Dieser wollte den König über die zugemutete Aufopferung alter angestammter Provinzen trösten: solche Verluste fielen unter die gewöhnlichen Wechselfälle des Krieges. Dagegen sprach der König, wie es ihm ums Herz war. Er gab dem übermütigen Sieger zu verstehen: „er (Napoleon) könne sich wohl leicht über dergleichen hinwegsetzen, denn er wisse nicht, was es heiße, angestammte Länder zu verlieren, in denen die teuersten Erinnerungen der Jugend wurzelten, und die man so wenig vergessen könne als seine Wiege.“ — „Was Wiege!“ rief Napoleon spöttisch auflachend. „Wenn das Kind ein Mann ist, hat es keine Zeit mehr, an die Wiege zu denken.“ — „Doch, doch,“ versetzte der König. „Seine Jugend kann man so wenig vergessen als verleugnen, und ein Mann von Herz wird sich dankbar der Wiege erinnern, in der er als Kind lag.“

Napoleon selbst schrieb am 7. Juli 1807 aus Tilsit an seine Gemahlin Josephine: „Die Königin von Preußen hat gestern bei mir gespeist. Ich

mußte auf der Hut sein, da sie mich bewegen wollte, ihrem Mann noch mehr nachzugeben; doch ich war artig und hielt dabei an meiner Politik fest. — Wenn Du diesen Brief liesest, wird der Friede mit Preußen und Rußland abgeschlossen und Jérôme (Hieronymus) als König von Westfalen über 3 Millionen Unterthanen anerkannt sein." — Seine artigen Reden zu der unglücklichen Königin bezeichnete Napoleon selber hinterher als bloße Phrasen. Luise hatte sich der Hoffnung hingegeben: der stolze Eroberer, der sich bei der Tafel in Zeichen der Ehrerbietung und Aufmerksamkeit gegen Ihre Majestät zu erschöpfen schien, werde nun seine Forderungen in den Friedens-Unterhandlungen mäßigen. Aber schon am nächsten Tage (7. Juli) fuhr Napoleon mit dürren Worten gegen den preußischen Minister Grafen Goltz heraus: „Alles, was er der Königin gesagt, seien nur höfliche Phrasen gewesen, die ihn zu nichts verpflichteten; denn er sei entschlossen, dem Könige die Elbe als Grenze zu geben. Napoleon sandte den Grafen zu Talleyrand: dieser zog aus einer Brieftasche mehrere Stückchen Papier, welche bereits alle Artikel des Friedenstraktats einzeln enthielten. Er las sie den preußischen Bevollmächtigten vor und erklärte ihnen: dies sei Napoleons Wille, sein unabänderlicher, denn der Kaiser der Franzosen wünsche so schnell als möglich nach Paris zurückzukehren, daher das Werk des Friedens bis übermorgen vollendet sein müsse.

Gegen Abend desselben Tages ließ Napoleon die Königin, welche bereits von Tilsit nach Piktupponen zurückgekehrt war, zur Abendtafel einladen. Sie

fuhr mit dem höchsten Widerwillen nochmals nach Tilsit, um sich gleich von Napoleon zu verabschieden. „Sie bedauere,“ sagte sie, „daß er sie scheiden sehe, ohne daß sie in dem Helden auch den großmütigen Sieger ehren könne.“ — Napoleon brach bei dieser letzten Unterredung mit der Königin eine frische Rose von einem am Fenster stehenden Blumenstocke und reichte sie Ihrer Majestät dar. Sie machte erst eine ablehnende Gebärde, überwand sich indes und nahm die Rose mit den wie eine Bedingung lautenden Worten: „Zum mindesten mit Magdeburg.“ Doch Napoleon antwortete mit einer herben Verneinung. Und kaum glaublich klingt doch, was englische Denkwürdigkeiten behaupten: Napoleon habe die barschen Worte fallen lassen: „Magdeburg sei ihm so viel wert als hundert Königinnen“. Mag sein, daß er sich zu seinem diplomatischen Faktotum Talleyrand in diesem Wachtstubentone ausgesprochen hat. In der Folgezeit, auf St. Helena, als er von dem durch den Völkersturm zertrümmerten Riesenbau seiner Macht nichts mehr übrig sah, als diesen Felsenwinkel im Ocean — auf St. Helena hat Napoleon selbst zur Ehre der Königin und zu seiner eigenen geäußert: „Sie blieb trotz meiner Gewandtheit und aller meiner Mühe Herrin der Unterhaltung und dies mit so großer Schicklichkeit, daß es nicht möglich war, darüber unwillig zu werden. Auch muß man sagen, daß ihre Aufgabe wichtig, und die Zeit kurz und kostbar war.“

Als Magdeburg im Frühjahr 1814 von den Preußen zurückgenommen war, da setzte Friedrich

Rückert, der zornflammende Sänger der geharnischten Sonette, der verklärten Königin ein poetisches Denkmal in seinem Zeitgedichte „Magdeburg.“ Er feiert darin die hohe rührende Erscheinung Luisens im leuchtenden Gegensatze zu dem herzlosen Sieger:

Damals nach der Befehdung
In siegestrunk'nem Sinn
Begehrt' er Unterredung
Mit unsrer Königin.

So sollst Du Reine, Treue
Vor dem nun stehen itzt,
Der kaum noch ohne Scheue
Auf Dich auch Gift gespritzt:
Sie wollte dies auch dulden,
Die viel geduldet schon,
Und trat in ihren Hulden
Hin vor Napoleon.

Da ward der starre Kaiser,
Getroffen von dem Strahl
Der Anmut, zum Lobpreiser
Der Schönheit auch einmal:
„Ich hoffte eine schöne
Königin hier zu schaun,
Und finde, die ich kröne
Als schönste aller Fraun.“

Er pflückte eine Rose
Vom nahen Stocke dort,
Sie Dir, o Makellose,
Darreichend mit dem Wort:
„So zu verdientem Ruhme,
Zum Zeichen ihres Rechts
Reich' ich die schönste Blume
Der schönsten des Geschlechts

Hin nahm, ihr Herz bezähmend,
Die Königin das Pfand:
Wohl stach, die Rose nehmend,
Ein Dorn sie durch die Hand.
Daß er sie ehrend kränke,
Begehrt er hochmutsvoll,
Daß sie noch ein Geschenke
Von ihm erbitten soll.

Sie sprach in hohen Sitten
Mit königlichem Sinn:
„Ich habe nichts zu bitten
Als Preußens Königin!
Als Mutter meiner Söhne
Thu ich die Bitt' allhie:
Zu geben mir die schöne
Stadt Magdeburg für sie.“

Da stand der Mann von Eisen,
Des Scheins der Anmut bar:
„Ihr seid, sprach er, zu preisen
Als schöne Kön'gin zwar;
Doch schöner Königinnen
Ein hundert sind zu leicht,
Wenn man sie mit den Zinnen
Von Magdeburg vergleicht.“

O schönste von den Schönen
Der Reinen Reinste Du,
So hörtest Du das Höhnen
Und schwiegest still dazu;
Du hobest in die Lüfte
Den nassen Blick hinauf,
Und wandtest über Grüfte
Bald selbst dorthin den Lauf.

Dort fandest Du gelinder
Für Deine Bitt' ein Ohr
Um die Burg Deiner Kinder,
Die unsre Schuld verlor.

Dort hast Du sie erbeten
Für uns von Gott zurück,
Und freust Dich, zu vertreten
Im Himmel Preußens Glück.

Dieses Lied von Friedrich Rückert — ein frischer Wiederklang der Volksstimmung in der Napoleonischen, der schrecklichen Zeit — es findet als poetische Urkunde wohl seine verdiente Stelle in der Lebensgeschichte der Königin.

Am 8. Juli erschien Duroc, um Ihrer Majestät im Namen seines Kaisers eine glückliche Reise zu wünschen, und am 9. Juli morgens ließ Napoleon dem Könige in Piktuppönen sagen: er wünsche vor seiner Abreise von Tilsit Abschied von Seiner Majestät zu nehmen. Der König folgte dieser Einladung. Er kam nachmittags von Tilsit zurück und blieb noch einige Stunden mit dem Kaiser Alexander zusammen, die letzten vor dessen Abreise nach St. Petersburg. Um Mitternacht wurde in Tilsit der Friede unterzeichnet. Tags darauf, am 10. Juli, reisten der König und die Königin von Piktuppönen nach Memel zurück.

An ihre Schwester Friederike, damals zur Kur in Teplitz, schrieb Luise aus Memel: „Was für Schritte ich gethan habe, um Preußens Schicksal zu mildern, und wie wenig sie mir gelungen sind, das weiß die Welt; aber ich war sie als liebende Gattin dem Könige, als zärtliche Mutter meinen Kindern, als Königin meinem Volke schuldig. Das Gefühl, meine Pflicht erfüllt zu haben, ist mein einziger Lohn.“ — Um dieselbe Zeit schrieb die Königin an ihre treue Freundin, Frau von Berg:

„Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzlichen Preis: unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer, als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vorteilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Prinzip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Not, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen! Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliierten verlassen müssen; das wollte er nicht. Noch einmal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube."

Wie schmerzlich ihr der Tilsiter Friede war und blieb, verbarg Luise nicht. Sie erinnerte sich aus der englischen Geschichte an die Königin Maria, Tochter Heinrichs VIII., welche in Trauer um das von England an Frankreich gefallene Calais äußerte: „Man würde, wenn man ihr Herz öffnen könnte, mit blutigen Zügen den Namen Calais darin lesen." Ein Gleiches, äußerte die Königin, könne sie von Magdeburg sagen.

Wie treu nun auch der König und sein Volk allen auferlegten Verpflichtungen nachzukommen strebten, so verzögerte doch Napoleon geflissentlich die Räumung des Landes. Seine Willkür ersann beständig Ausflüchte und stellte neue Zumutungen an Preußen. Keine Verhandlung gedieh: jedes Wort, kaum gegeben, wurde alsbald anders gedreht und gedeutet. Nichtachtung der Vorstellungen, ja der Bitten, gänzliches Stillschweigen auf entgegen kom-

mende Anträge waren das gewöhnliche Mittel, Preußen hinzuhalten.

„Wie es uns geht, ist nicht zu glauben," schrieb die Königin im September 1807 an Frau von Berg. „Gestern erhielten wir Nachrichten von Knobelsdorf aus Paris, wo er behandelt wird wie ein Lakai. Seine Vorstellungen an Napoleon zu bringen, ist ihm unmöglich, da er nur einmal und wie von ungefähr vorgelassen wurde. Der Prinz von Baden und Cambaceres waren im Zimmer, und Napoleon hat ihn aufgenommen wie — ein Krümchen Brot! Die Umgebung Napoleons ist ebenso gestempelt; unter andern hat Champagny (der damalige Minister des Auswärtigen) zu Knobelsdorf gesagt: man werde sehen, wie Preußen sich jetzt benehmen würde — hoffentlich hübsch nachgiebig gegen des Kaisers Willen; denn alle Schuld liege an uns, an unserm bösen Willen, obgleich der Friedens-Traktat vorliegt! Nach unserm Verhalten würde Frankreichs Verfahren gegen uns für die Zukunft eingerichtet werden. So wird auch jetzt ein Teil von Schlesien noch fortgerissen, der uns doch ausdrücklich beim Friedensabschluß unter dem Namen Neu-Schlesien vorbehalten war, und als Knobelsdorf darüber Vorstellungen machte, hat Champagny gesagt: es wäre ein Schreibfehler und ein Irrtum! Sagen Sie selbst, ob das nicht zum Verzweifeln ist? Ach, mein Gott, warum hast du uns verlassen! Wo bleibt denn Stein? Dies ist noch mein letzter Trost! Großen Herzens, umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns noch verborgen liegen!"

Schon früher, im Dezember 1806, hatte die

Königin dahin gewirkt und gehofft, daß Stein, dieser große Staatsmann in der Zeit der Erniedrigung Deutschlands, das Ministerium des Auswärtigen übernehme. Aber diese Hoffnung war nicht in Erfüllung gegangen. Stein, am 3. Januar 1807 als Finanzminister verabschiedet, war nach Nassau in seine Heimat gegangen. Jetzt, nach dem Frieden von Tilsit, wurde er ehrenvoll zurückberufen. „Stein kommt," schrieb die Königin im September 1807 an Frau von Berg, „und mit ihm geht mir wieder etwas Licht auf. Doch Zukunft giebt es nicht ohne Selbständigkeit, und wo ist diese jetzt in der Welt? — Marschall Soult ist ein entsetzlicher Mann, und fährt er so fort, so hält er uns gefangen hier in Memel — jahrelang! Denn er thut, was er will, und ist recht gereist in der Schule, die ihn erzog."

Stein kam am 30. September 1807 in Memel an. Er hatte den Tag darauf Zutritt bei dem Könige und der Königin, wurde wie ein Retter empfangen und an die Spitze aller Civil-Angelegenheiten gestellt. Aber er stieß anfänglich auf große Hindernisse. Eine Partei war gegen ihn und suchte ihn aufs neue mit dem König zu entzweien. Da war es die Königin, welche abermals die Vermittelung übernahm. Sie schrieb an Stein:

„Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten; der König hält gewiß sein Wort, Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie noch nach. Daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre

Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld!

Luise."

Immer noch sah Preußen sich den Mißhandlungen von seiten des französischen Übermutes preisgegeben. Welchen Eindruck die maßlosen Anforderungen des Siegers auf den „Kraftmann" Stein hervorbrachten, das spricht die Königin in einem Briefe vom 10. Oktober 1807 an Frau von Berg aus:

„Die letzten Anträge oder vielmehr Gesetze, die uns in einer förmlichen Konvention zugekommen, waren von der Art, daß Stein zum erstenmal wie zu Stein wurde. Die Kontribution beträgt an 154 Millionen; davon soll ein Drittel sogleich bar bezahlt werden, die Hälfte der übrigen 100, also 50 Millionen in Promessen, die andere Hälfte durch Domainen-Verkauf. Um gewiß zu sein, daß die Zahlungs-Termine eingehalten werden, verlangen die Franzosen als Unterpfand fünf Festungen: Graudenz, Kolberg (die beide so tapfer gegen den Feind verteidigt und behauptet worden), Stettin, Küstrin und Glogau. Diese sollen mit 40 000 Mann französischer Truppen besetzt werden, worunter 10,000 Mann Kavallerie, die der König einkleiden, bewaffnen und ernähren soll und dazu die Summe von zwölf Millionen Thalern anweisen. Die Domainen des Königs im Magdeburgischen und Märkischen zwischen der Elbe und der Oder und in Pommern sollen an Napoleon überlassen werden, die er verwaltet und auch verschenkt, wenn er will, um die übrigen 50 Millionen herauszubringen.

Begreiflich ist, daß 40 000 Mann nicht Platz in den Festungen haben; es werden ihnen also Landesgebiete angewiesen werden müssen, oder vielmehr sie nehmen sie sich — was bleibt dem König übrig? Und was bleibt er mitten in seinen Staaten? Dieses, da es nicht annehmbar ist, zu verhindern, wird versucht durch die Sendung des Prinzen Wilhelm, der Aufträge hat, die von Stein redigiert sind. Gottlob, daß Stein hier ist! Das ist ein Beweis, daß uns Gott noch nicht ganz verlassen hat . . . . So ist unsere fürchterliche Lage, an welcher alles hier danieder liegt. Auch mich verläßt nun bald alle Kraft. Es ist furchtbar, entsetzlich hart — besonders da es unverdient ist! Meine Zukunft ist die allertrübste! Wenn wir nur Berlin behalten; aber manchmal preßt mein ahnungsvolles Herz der Gedanke, daß er es uns auch noch entreißt und zu der Hauptstadt eines andern Königreichs macht. Dann habe ich nur einen Wunsch — auszuwandern, weit weg, als Privatleute zu leben und zu vergessen — wo möglich! Ach Gott, wohin ist es mit Preußen gekommen! Verlassen aus Schwachheit — verfolgt aus Übermut — geschwächt durch Unglück — so müssen wir untergehen! Savary hat versichert, daß Rußlands Verwendung auch nichts helfen würde; hat uns aber den guten Rat geben lassen, unsere Juwelen und Kostbarkeiten zu veräußern. — Uns dies sagen zu dürfen!“

Nicht als ob Luisens Herz an diesem Tand gehaftet hätte. Was sie verletzte, war nur der Hohn, mit dem Napoleons Satrapen, ein Soult, ein Sa-

vary (damals französischer Gouverneur in Ostpreußen) gegen das unglückliche Königspaar verfuhren. Denn gelassen ertrugen Friedrich Wilhelm III. und Luise alle Entbehrungen. Gab es doch, besonders bei ihrem Aufenthalt in Memel, Zeiten, wo beim Mangel an barem Gelde für die täglichen Ausgaben nur noch das Nötigste übrig blieb. Die Mittagstafel war da so einfach, daß des Königs Gäste bezeugen: man habe damals an bürgerlichen Tischen besser gespeiset. Sein goldenes Tafelgeschirr, ererbt von seinen Ahnherren, hatte er in die Münze geschickt, um mit dem daraus geprägten Gelde Zahlungen für das Land und das schwer bedrückte Volk zu leisten.

Am 29. Oktober 1807 schrieb die Königin in Memel an den Minister Stein: „Wenn Sie nicht zu viel zu thun haben, wenn die bösen Nachrichten von Berlin (Daru, der Bevollmächtigte Napoleons, stellte dort die härtesten Forderungen) nicht Konferenzen erfordern oder zu fassende Entschlüsse Sie abhalten, so wünschte ich sehr und außerordentlich den Trost zu haben, Sie um 5 Uhr zu sprechen. Mitteilung des Schmerzes, das Urteil eines klugen, gefühlvollen Mannes ist von unendlichem Wert. Gott, wo sind wir, wohin ist es gekommen! Unser Todesurteil ist gesprochen!“

Vergebens sandte der König seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm nach Paris: Napoleons trügerische Politik zog dessen Unterhandlungen eben so in die Länge, wie sie die andern hingehalten hatte. Aber wie hart bedrängt auch ihr Leben in

jenen Tagen war, die Königin fand in des Königs und ihrer Kinder Nähe einen innern Ersatz für alle äußeren Entbehrungen. In einem ihrer Briefe aus Memel sagt sie: „Ich lese viel und denke viel, und mitten unter Leiden giebt es Tage, mit denen ich zufrieden bin; es ist wahr, daß die Menschen keinen Anteil daran haben: in meinem Innern bereitet sich alles. Von äußern Dingen ist es allein die Freundschaft des Königs, sein Zutrauen und seine liebevolle Begegnung, welche mein Glück ausmachen." — Ein andermal wiederholte sie: „Der König ist herzlicher und besser als je für mich; großes Glück und große Belohnung nach vierzehnjähriger Ehe."

Die Gesundheit der Königin litt unter dem Einflusse der kalten, feuchten Luft in Memel, wie sie die Lage dieser Seestadt an der Einfahrt aus der Ostsee in das kurische Haff. in der herben, stürmischen Jahreszeit mit sich brachte. Sie sehnte sich nach Königsberg zurück. Endlich räumten die Franzosen das Land wenigstens bis zur Weichsel, und die königliche Familie konnte am 15. Januar 1808 nach Königsberg übersiedeln. Den Tag vor der Abreise erließ der König eine Danksagung an „die brave und gute Bürgerschaft von Memel." Er sprach darin aus: „Sowie es unvergeßlich sein wird, daß Memel allein von allen Städten Meines Reiches von den Kriegs-Drangsalen unmittelbar verschont geblieben, so werde auch Ich Mich stets dankbar erinnern, daß die göttliche Vorsehung Meine Familie hier eine Freistätte finden

ließ. Die vielen und rührenden Beweise der Liebe und unerschütterlichen Treue, welche die sämtlichen Einwohner dieser Stadt und Gegend Mir, selbst bei Annäherung der größten Kriegsgefahr, gegeben, erhöhen den Wert dieser Erinnerung und sichern der Stadt Mein immerwährendes Wohlwollen."

Achtes Kapitel.

Wieder in Königsberg.

Die Prinzessin Wilhelm und die Prinzessin Luise, vermählte Prinzessin Radziwill, die ganze Zeit über mit in Memel, folgten nun der Königin nach Königsberg. Hier wurde Luise am 1. Februar 1808 von einer Prinzessin entbunden, der von dem Vater nach dem Namen der Mutter genannten Prinzessin Luise Auguste Wilhelmine Amalie (der nachherigen Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande). Der König nahm die Stände von Ostpreußen zu Paten seiner jüngsten Tochter, welche mitten unter ihnen geboren war. Die Taufe am 28. Februar vollzog der Oberhofprediger Weyl im Schlosse zu Königsberg, vor den Augen der auf einem Ruhebette sitzenden Königin und in Gegenwart der von der Ritterschaft und den Städten dazu erwählten Abgeordneten, welche der König vorher an seiner Tafel bewirtet hatte.

Im Mai zog die königliche Familie aus der Stadt auf die ländlichen Huben hinaus. Es sind dies alte Bauerngüter (Hufengüter) vor dem Steindammer Thore: in die Vorder-, Mittel- und Hinterhuben eingeteilt, erstrecken sie sich etwa eine halbe

Meile lang bis zum Dorfe Lawsken. Dort auf den Mittelhuben wohnten der König und die Königin den Sommer hindurch auf dem Busoltschen Gute, dem früheren Landsitze des Stadtpräsidenten Theodor Gottlieb von Hippel, des Dichters der „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“ und anderer humoristischer Werke. Der englische Garten da, von Hippel angelegt, bot der Königin eine erwünschte Sommerfrische. Noch heute wird dieser Landsitz ihr zum Andenken Luisenwahl genannt.

Der Professor Süvern an der Universität zu Königsberg las im Winterhalbjahr 1807—1808 über allgemeine Geschichte des neuen Europa. Diese Vorlesungen machten solches Aufsehen, daß er veranlaßt wurde, sie vor einem Kreise geistig reger Männer und Frauen in Königsberg zu wiederholen. Die Königin hörte davon. Sie bat den alten Scheffner, ihr eine Abschrift der Vorträge zu besorgen; und mit welchem Eifer sie diese ursprünglich akademischen Vorlesungen las, man kann sagen studierte, das erhellt aus ihren, sie selbst ins schönste und wahrste Licht stellenden Briefen an Scheffner. Am 20. Juni 1808 schrieb sie:

„Guten Morgen, Herr Scheffner! Ich wünsche, daß Sie sich besser befinden, wie ich. Heute schicke ich Ihnen die vierte und fünfte Vorlesung zurück, die mir unaussprechlichen Genuß verschaffen. Könnt' ich nur einmal selber Professor Süvern dafür danken, allein ich schäme mich, geradezu Ihnen herausgesagt, meiner Unwissenheit. Ich empfinde recht tief die schönen Wahrheiten, auf denen sein ganzes Princip ruht; und doppelt fühl' ich mich hingerissen, die

Aufgabe meines Lebens: mich mit klarem Bewußtsein zur innern Harmonie zu bilden, nicht zu verfehlen, sondern ihr zu genügen . . . Wollten nur die Menschen die Augen nach innen wenden, vielleicht fänden sie noch Kraft, das Sklavenjoch abzuschütteln; aber thun sie es nicht, so stehen keine alten Ritter auf, für das Recht, den Glauben und die Liebe zu kämpfen. Mit wahrer Andacht kniete ich in Gedanken an dem Altar der Burgkapelle und betete für bessere Zeiten zu dem Allmächtigen. Erlebe ich sie auch nicht mehr, geht es nur meinen Kindern und durch sie meinem Volke einmal wohl! Ich weiß, die Zeiten machen sich nicht selbst, sondern die Menschen machen die Zeit; deswegen sollen meine Kinder gute Menschen werden, um wohlthätig auf ihr Zeitalter zu wirken." — In demselben Briefe bittet die Königin den alten Scheffner um Erklärung einiger, ihr in Süverns Geschichtsvorträgen noch unverständlichen Stellen: „Welche Kriege nennt man die punischen Kriege? Gingen diese alle gegen Karthago? Die Gracchischen Unruhen, welche sind die? Habe ich recht verstanden, so löste sich das Zeitalter der Germanen auf, weil sie mehr ihren Gefühlen und ihrer Phantasie folgten, als dem Verstande, der (wie man sagt) richtiger wägt, Gehör gaben. Haben Sie die Güte und sagen mir, was Hierarchie eigentlich ist, ich habe keinen deutlichen Begriff davon. Nun ist es wahrlich genug, und ich habe Sie schön mit Fragen belästigt. Fragt man aber nicht und schämt sich seiner Einfalt gegen jeden, so bleibt man immer dumm. Und ich hasse entsetzlich die Dummheit. Ihre Nachsicht macht

alles wieder gut und heilet die Wunden, die ich heute der Eitelkeit schlug, die ich gern dem Besseren opfere. Sie wollten mir nun nicht das sechste Heft schicken, sondern die Schlußreden. Warum? Ich bin mit Freundschaft und Hochachtung

Den 20. Juni 1808. Ihre affektionierte
Hippels Garten. Luise."

Nachdem sie die sechste Vorlesung Süverns gelesen hatte, schrieb die Königin an Scheffner: „Schon wieder ein Brief mit lauter Bitten, von denen Sie mir aber die erste absolut nicht abschlagen dürfen. Wenn Sie zu mir kommen, so kommen Sie in Stiefeln heraus und nicht in zarten Strümpfen; ich bitte: — Sie verleugnen das Alter; ich aber liebe es, deshalb will ich zu Ihrer Erhaltung beitragen, so viel ich kann. Nun kommt das andere Gequäle! Haben Sie doch die Güte und schlagen Sie mir zu Liebe nochmals die Hefte von Süvern auf und setzen Sie die Jahreszahlen beim Anfange jedes Zeitalters daneben. Das Zeitalter der Griechen, seine Dauer — wo der Verfall anfängt und alles aufhört. So auch der Römer und des vielgeliebten Germaniens! — Unbeschreiblich gütig wären Sie, wenn Sie noch die Namen hinzusetzen wollten, unter denen jedes blühte und welkte. Ich schicke Ihnen zugleich die sechste Vorlesung. Lieber wäre es mir, wenn Süvern sie eigens dem Minister Stein zuschickte; denn diese ist mit Strichen und Anmerkungen, als wenn ein Schulknabe seinem Lehrer antwortet. Alles, was ich daraus geschlossen, was ich gedacht habe, lege ich bei. Können Sie sich daraus zurecht finden und es anordnen, so ist es

mir lieb — und noch lieber, wenn Sie als gütiger Lehrer den Schulknaben mal wieder berichtigen wollten und mir aus Güte sagen, wo ich ganz fehlte, wo ich recht hatte. Dazu gehört aber, daß Sie das Heft wieder mitbringen."

Die erwähnten Striche und Anmerkungen dienten der Königin dazu, diejenigen Sätze in den Vorlesungen kenntlich zu machen, die sie mit Scheffner näher durchsprechen wollte. Daher ihr Wunsch, daß Süvern dem Minister Stein eine andere Abschrift zusenden möge. Denn auch mit Stein, den sie in seiner ganzen Geistes- und Charaktergröße erkannt hatte, pflegte die Königin gern ihre Gedanken in Rede und Schrift auszutauschen.

An ihre Schwester Friederike schrieb die Königin in jenen Tagen: „Ich habe die Bekanntschaft des Professors Süvern gemacht. Das hat mich in Verlegenheit gesetzt; denn Süvern sagte mir ein Lob, von dem ich fühle, wie wenig verdient es ist — sagte mir: mein Urteil über seine Geschichte sei so treffend als schmeichelhaft für ihn. Doch — unwissend, wie ich bin, kann nur die Majestät, die mich umgiebt, ihn über mein Urteil geblendet haben, und tief durchdrungen von dieser Überzeugung, habe ich von seinem Geist an sein Gemüt appelliert — denn Gemüt hat er — und ich hatte ihm darauf geantwortet, daß mein Beifall unmöglich Wert für ihn, den Kenner haben könne. Dagegen möge der Gedanke ihm einen kleinen Ersatz gewähren, daß er in dieser schrecklichen Zeit des Unglücks und der Thränen meinem müden Geiste aus dem Quell der Wissenschaft ein Labsal verschafft habe, wofür ich

ihm stets Dank wissen werde. Er hat hoffentlich verstanden, was ich damit sagen wollte — wo nicht, so wird er wohl von Scheffner hören, daß Wahrheit mir über alles geht, und daß ich diese als die Seele eines Geschichtsgelehrten ansehe."

Mit Vorliebe vertiefte sie sich in die deutsche Geschichte: einige Herrschergestalten, in ihrer Größe wie Riesengeister durch die vaterländische Vorzeit schreitend, stellten sich ihr bald anheimelnd, bald abschreckend vor die Seele. Sie schrieb darüber an Frau von Berg:

„Ich lese fleißig die Süvernschen Hefte und bin jetzt bei Karl dem Großen, der doch eigentlich der Stifter des Germanischen Zeitalters war. Er stehet lebhaft vor mir in aller seiner Größe, Glanz und Tapferkeit; er zieht mich sehr an, aber minder als Theodorich. Dieser war ein echter Deutscher, und seine Gerechtigkeitsliebe, die Geradheit seines Charakters, die Tiefe seines Gemütes und die Großmut seines Herzens bezeugen es. Der Charakter Karls des Großen trägt schon ein Gepräge des Frankentums, welches mich etwas abschreckt."

Der Wahlspruch einer frommen Ritterzeit: „Recht, Glaube, Liebe!" sprach die Königin so an, daß sie ihn auf ein Petschaft stechen ließ, inmitten aller Attribute des Rittertumes. Doch sagte sie: wenn sie selbst einen Wahlspruch in der Zeit wählen solle, würde es allein der sein: „Gott ist meine Zuversicht."

Der König behielt aus dieser schweren Zeit den Spruch im Gedächtnis, im Herzen: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott." Er las ihn,

als er eines Tages im Dome zu Königsberg die Grabmale der preußischen Herzöge besah, welche im innern Chor der Kirche ruhen. An der Nordwand dieser, durch ein eisernes Gitter vom vordern Chore abgeschlossenen Fürstengruft steht in Gestalt eines Altars das aus öländischem Kalkstein gehauene Grabmal der Markgräfin Elisabeth, der 1578 entschlafenen Gemahlin des Markgrafen George Friedrich: Beide sind kniend darauf abgebildet, und die Grabschrift hebt mit jenem Spruche an. Angesichts desselben sagte der König in hörbarer Gemütsbewegung: „Die Inschrift da, wie entsprechend meinem Zustand." — Und sechzehn Jahre nachher, als er seinen letzten Willen niederschreibt, setzt er als Motto über sein Testament: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott."

Gott allein, das war auch der Glaube der Königin, könne der Menschheit helfen. Sie ahnte, was nach ihrem Tode zur Wahrheit werden sollte: „Aber der Geist, der die Preußen hat angerührt, der hat es vollführt." Und achtsam auf jede Regung des mehr und mehr in den Völkern lebendig werdenden Geistes, fühlte sie (das bezeugen ihre Briefe) das Wehen des Odems Gottes in der Begeisterung, mit welcher der Bauer in Tirol eben so, wie der Bauer auf der spanischen Hochwüste, gegen die Fremdherrschaft aufstand. —

Das in diesem Sommer von ihr bewohnte Landhaus auf den Huben lag schön: es blickte auf eine fruchtbare Ebene hinaus; aber der Raum war äußerst beschränkt. Man bemerkte dies gegen die Königin. Sie erwiderte: „Ich habe gute Bücher,

ein gutes Gewissen, ein gutes Pianoforte, und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben, als diejenigen, die diese Stürme erregen."

Es war um die Zeit des von Napoleon heraufbeschworenen Volkssturmes auf der pyrenäischen Halbinsel. „Was sagen Sie zu den Nachrichten aus Spanien?" schrieb die Königin an Frau von Berg. „Sind sie nicht ein neuer Fingerzeig der eisernen Hand, die schwer auf der gebeugten Stirn Europas ruht? Ein warnender Fingerzeig nicht auch für uns? — Mitten im Frieden seinen ersten Bundesgenossen zu entthronen! — Was haben wir, wir in unserer Lage zu erwarten? — Ach, mein Gott, wann kommt die Zeit, wo die Hand des Verhängnisses endlich das Mene, Mene, Tekel an diese Mauer schreibt! — Ich beklage mich dennoch nicht, daß meine Lebenstage in diese Unglücksepoche fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohl der Menschheit beitragen werden!"

In Paris hielt man die Angelegenheiten Preußens nach wie vor in der Schwebe: das absichtliche Hinziehen wurde jetzt auf Napoleons Abwesenheit geschoben und auf sein „großes Schiedsrichteramt in Spanien." Endlich, im Monat September 1808, gelang es dem nach Paris gesandten Prinzen Wilhelm, dort einen Vertrag auszuwirken: dieser kam dann in Erfurt bei der Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit Napoleon zustande und gewährte die Räumung der preußischen Lande von den französischen Truppen (die drei Oderfestungen ausgenommen) unter harten Bedingungen. Napoleon

zeigte dabei von neuem seine Erbitterung gegen Preußen. Er konnte es dem Könige und dem preußischen Volke nicht verzeihen, daß sie ihre Kniee nicht genug vor ihm beugen wollten.

Der Kaiser Alexander kam, wie auf seiner Hinreise nach Erfurt, so auf der Rückkehr durch Königsberg und verweilte hier vom 20. bis 22. Oktober. Er lud den König und die Königin ein, ihn in Petersburg zu besuchen. Sie nahmen diese Einladung an, gewiß auch durch politische Gründe dazu bestimmt. Denn es lag Napoleon daran, die königliche Familie wieder in Berlin zu wissen. Zogen die Franzosen auch dort ab, sie blieben doch in der Festung Magdeburg, mit der Berlin seine Vormauer verloren hatte, blieben außerdem hinter den Wällen von Wittenberg, Torgau, Stettin, Küstrin, Stralsund und Glogau. Umstellt von den Heeren Frankreichs und des Rheinbundes, hätte der König in Berlin sich „wie in einer Mausefalle befunden, worin ihn die Franzosen festzuhalten dachten." Ließ doch der Marschall Davoust schon das Drohwort fallen: „er werde das Verbleiben des Königs in Königsberg als eine Kriegserklärung ansehen." Zugleich verriet er die Absicht, das feste Spandau als Brücke zwischen Berlin und Magdeburg, Stettin und Küstrin in seine Hand zu bringen. Auch schrieb des Königs Flügeladjutant, Oberst Graf Götzen, am 20. Okt. 1808 aus Glatz an den Minister Stein: „Schon vor Monaten sagte eine Polin, die vorzüglich gute und große Konnexionen hatte, aber in Berlin erzogen, sehr preußisch gesinnt, meiner Schwester: Frankreich werde anscheinend die preußischen Staaten räu-

men, indessen liege dahinter das schwärzeste Komplott. Man wolle nämlich die königliche Familie nach Berlin locken, wo man sie, wenn Südpreußen, die Festungen und das Mecklenburgische besetzt blieben, ganz in seiner Gewalt hätte und vernichten wolle. Sie bitte um Gotteswillen die Königin, auf die es hauptsächlich abgesehen sei, davon zu prävenieren, damit sie diesem falschen Vorwande nicht traue, da sie sonst unausbleiblich verloren sei."

Eine Andeutung in den Papieren der Frau von Berg spricht dafür, daß die Königin in der Reise nach Petersburg einen erwünschten Ausweg sah, der von den Franzosen begehrten Rückkehr nach Berlin auszuweichen. Die letztere, obwohl damals in nahe Aussicht gestellt, erfolgte in der That erst ein Jahr später, und auch da ist die Königin, wie sie selbst unter Thränen schreibt, noch von „schwarzen Ahnungen geängstigt".

11*

Neuntes Kapitel.

Die Reise nach St. Petersburg.

Am 27. Dezember fuhren der König und die Königin von Königsberg ab. Sie nahmen nur ein kleines Gefolge mit, darunter die Generäle v. Scharnhorst und Graf v. Tauenzien. Von der russischen Grenzstadt Polangen an bis Petersburg fanden sie allerorten die Ehrenzeichen zuvorkommender Aufmerksamkeit. Je tiefer Napoleon das unglückliche Königspaar zu beugen trachtete, desto höher wollte es Alexander in seinen Landen geehrt wissen. In Polangen wurden die Majestäten von dem Fürsten Dolgorucki und dem Grafen Lieven begrüßt: der letztere war vom russischen Kaiser dazu ausersehen, sie nach Petersburg zu geleiten. Er überreichte ihnen und den Vornehmsten ihres Gefolges kostbare Zobelpelze, warme Reisekleider, dem nordischen Winter angemessen. Die 820 Werste oder 117 deutsche Meilen von der russischen Grenze bis Petersburg waren in 39 Stationen geteilt, alle Posthäuser, wo der König und die Königin übernachteten, neu eingerichtet. Auf jeder dieser Stationen wurden 250 Pferde bereit gehalten, und an den bestimmten Standorten löste eine Ehrenwache von Kosacken die andere

ab: sie ritten im Gefolge der Majestäten. Jede russische Festung, durch welche sie kamen, gab 51 Salven zum Gruße und Abschiede der hohen Reisenden, die ganze Besatzung zog in Parade auf und stellte eine Ehrenwache von einer Kompanie mit der Fahne vor die geschmückten Pforten des königlichen Absteigequartiers. So bewegte die weite zwölftägige Fahrt sich durch eine Reihe kaiserlicher Freundschaftszeichen und volkstümlicher Ehrenbezeigungen.

Am dritten Tage erreichten sie Mitau, die alte Residenz der Herzöge von Kurland, am vierten Riga, die alte deutsche Ordensstadt, wo einst ein Markgraf von Brandenburg, Wilhelm VI., seinen Sitz als Erzbischof hatte. Auf dem Eise der Düna stand das russische Kriegsvolk, unter den Wällen der Festung die Bürgerschaft in feierlichem Aufzuge. Unter dem Donner der Geschütze fuhren der König und die Königin in die Stadt, auf das Schloß. Hier rasteten sie einen Tag, und alles wetteiferte, ihnen den Aufenthalt zu einem frohen zu machen. Die Stadt strahlte am Abend ihrer Ankunft und am Vorabend ihrer Abreise in festlicher Beleuchtung. Doch mitten in diesem Glanze konnte die Königin sich der trüben Erinnerung an jenen brandenburgischen Markgrafen Wilhelm nicht erwehren. Auch er hatte einst vor dem Feinde aus seiner Residenz flüchten müssen, wie sie aus der ihrigen, er hatte als Vertriebener in Königsberg gelebt, fern von dem Sitze seiner Herrschaft, wie sie fern von ihrer Hauptstadt. Er war in der Verbannung zu Königsberg gestorben; nur seine Gebeine kehrten nach Riga zurück, um dort ihre letzte Ruhestätte zu finden. Luise

verglich ihr eigenes Schicksal mit dem seinigen, sie äußerte bange Zweifel, ob es ihr vergönnt sein werde, Berlin wieder zu sehen.

Sie sollte es wiedersehen, um ein halbes Jahr nach diesem Wiedersehen zu sterben, fern von Berlin, in einem Lustschlosse ihres Vaters.

In Riga zeigte man den Majestäten unter andern Merkwürdigkeiten auch das Gildehaus der schwarzen Häupter, einer im Jahre 1390 gestifteten Gesellschaft, deren Mitglieder das Gelübde thaten, sich niemals zu verheiraten. Der König sagte im Hinblick auf dieses Haus zu seiner Gemahlin: „Hätte zu dieser Gilde gehören sollen; Du hättest dann nicht so traurige Erfahrungen gemacht.“ — „Nein,“ antwortete sie, „und hätten wir noch zehnmal traurigere gemacht, und hättest Du mir alles Unglück vorher gesagt, nein, Meister dieser Gilde hättest Du mir doch nicht werden dürfen.“

Am Neujahrstage 1809 reisten sie von Riga weiter, in Kaiserlichen Schlitten und zur größern Sicherheit von Kaiserlichen Kutschern gefahren. Die Schlittenfahrt ging über Wolmar, Dorpat, Narva, Opolje. Am 6. Januar erreichten sie Strelna, des Großfürsten Konstantin Lustschloß, drei Meilen von Petersburg. Der Großfürst war zu ihrem Empfange gegenwärtig. Der Kaiser Alexander überraschte den König und die Königin bei der Tafel. Er blieb bis zum Abend und fuhr dann nach Petersburg zurück, um sie morgen dort mit allen kaiserlichen Ehren einzuholen.

Bei dem Einzug in Petersburg formten die russischen Garden und andere dazu befohlene Re-

gimenter eine drei Mann hohe lebendige Schranke zu beiden Seiten vom Thore an bis zum Winterpalaste, zusammen 32 000 Mann. Der König ritt mit dem Kaiser voran. Die Königin folgte in dem achtspännigen Krönungswagen. Sie trug einen Zobelpelz auf weißem Atlasgrunde; rückwärts, ihr gegenüber saßen die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß und die Hofdame Gräfin von Moltke. Der Großfürst, mit gezogenem Degen, ritt links vom Schlage, so daß die Königin zu seiner Rechten fuhr. Eine Kette russischer Staatskutschen, in der ersten die Kaiserlichen Kammerherren, schloß sich an, darunter ein neuer Wagen zum Ausfahren für die Königin in Petersburg, genau nach dem Muster desjenigen gebaut, den sie beim Ausfahren in Königsberg am liebsten benutzte. Ein neues Zeichen der Aufmerksamkeit des Kaisers. Im Winterpalast, wo die Ankommenden abstiegen, sah die Königin, inmitten der Kaiserin und der Kaiserin-Mutter, den Vorbeimarsch der Truppen, welche der Kaiser mit dem König auf dem Paradeplatze musterte.

Die Gastzimmer waren in der durch Galerien mit dem Winterpalaste verbundenen Eremitage eingerichtet, gleichsam in dem Sanssouci Katharinas II. Die große Kaiserin (von Geburt eine deutsche Prinzessin und Tochter eines preußischen General-Feldmarschalls) baute diese Eremitage; sie versammelte Gesellschaften von Gelehrten, Künstlern und Vornehmen des Reiches, bei denen nur der Geist und der Witz den Vorsitz führten. Hier fand die Königin zwölf prächtige Zimmer für sich bereit und in einem dieser Prunkgemächer eine neue kaiserliche

Überraschung: eine Toilette von schwerem Golde und in einem Blumenkorb daneben ein halbes Dutzend der schönsten türkischen Shawls.

Am Abend nach ihrer Ankunft fuhren der König und die Königin durch die Straßen: die Kaiserstadt an der Newa war ihnen zu Ehren erleuchtet. Ein schöner und, im Verhältnis zu dem kalten Norden, gelinder Winterabend begünstigte die künstlichen Sonnen. Fast jeder Tag bot ein neues Fest: am russischen Neujahrstage waren der König und die Königin Zeugen der Vermählung der Großfürstin Katharina mit dem Prinzen von Oldenburg. Am 18. Januar (am 6. nach dem alten Kalender) sah die Königin, von den Fenstern des Winterpalastes aus, das Fest der Wasserweihe auf der Newa vor sich gehen. Eines der höchsten Kirchenfeste in Rußland, zur Nachfeier der Taufe Christi im Jordan, daher auch das Jordansfest genannt. Es wird dazu ein Wasserbecken in das Eis der Newa als des vom Ritus gebotenen nächsten Flusses gehauen und darüber eine Art Tempel oder Hütte gebauet, geschmückt mit grünen Nadelholzzweigen und umgeben von Heiligenbildern, unter denen besonders das des Johannes des Täufers hervortritt. Vom Palaste bis zu diesem Tempel wird dann eine gediehlte Bahn gezogen und zu beiden Seiten von den paradierenden Truppen besetzt. Der Kaiserliche Hof bewegt sich in voller Pracht aus dem Schlosse nach dem Flusse. Voran ein Kirchendiener mit brennender Kerze in einer Stocklaterne. Nach ihm ein zweiter, der das Kruzifix trägt. Darauf die höhere und niedere Geistlichkeit, die letztere wieder in die schwarze und weiße

abgeteilt, in die Klostergeistlichen mit schwarzer Amtstracht und in die Weltgeistlichen mit nicht schwarzem, sondern blauem, violettem und braunem Gewande. Im ganzen ein Zug von mehr als 160 Geistlichen, Chorsängern, Küstern und Sakristanen: die vornehmsten in reich gestickten langen Feierkleidern und hohen Bischofsmützen, funkelnd von Perlen und Edelsteinen, zum Teil mit dampfenden Räucherpfannen; zuletzt der das Wasser weihende Priester, in der linken Hand ein Kruzifix, quer über den Kopf gelegt. Auf diesen folgen der Kaiser in großer Uniform, der Großfürst und der Hof. Der Priester weiht das Wasser: er schlägt dreimal das Kreuz darüber und taucht das Kruzifix in die Newa. Nach dieser Weihe steigt er auf eine Galerie des Tempels, besprengt von dort aus die von den Unteroffizieren herbeigetragenen Fahnen mit dem geweihten Wasser der Newa und füllt davon in die mitgebrachten Gefäße: das Volk pflegt es frohlockend nach Hause zu tragen, als Arznei wider leibliche und geistige Übel. Doch war der Zudrang heute minder groß, als sonst. Denn eine grimmige Kälte schreckte viele ab, auch die kaiserliche Familie; nur der Kaiser und der Großfürst befanden sich in dem feierlichen Zuge.

Der folgende Tag brachte ein neues Fest, die Geburtstagsfeier der Großfürstin Anna. Vormittags besuchte die Kaiserin-Mutter mit dem König und der Königin das von ihr gegründete Fräuleinstift für 360 junge Mädchen. Bei dem Frühmahl daselbst warteten ihnen zwölf Fräulein auf, darunter die Tochter eines georgischen Fürsten. Die Königin sprach ihr Wohlgefallen an den jugendfrischen Ge-

stalten aus. Sie überzeugte sich im eingehenden Gespräche mit ihnen von der guten Erziehung, die ihnen hier durch landesmütterliche Fürsorge zu teil wurde. Sie äußerte seufzend den Wunsch, bald so vermögend zu sein, um es diesem Beispiele kaiserlicher Wohlthätigkeit in ihrem Königreiche nachthun zu können.

Sie sollte die Verwirklichung dieses Wunsches nicht erleben. Aber ihrem Andenken wurde die Luisenstiftung geweiht, am ersten Jahrestage ihres Todes, und ihre älteste Tochter, die nachherige Kaiserin von Rußland, war es, welche der König zur Schutzherrin dieser zum Gedächtnis ihrer Mutter errichteten Stiftung ernannte. Eine weibliche Bildungsanstalt ist die Luisenstiftung bestimmt, die Tugenden der Königin Luise, ihren frommen Sinn, ihr reines Herz, ihre schöne Seele, ihre Treue als Gattin und Mutter in der nachkommenden Frauenwelt fortleben zu lassen.

Mit eben so warmer Teilnahme besichtigte die Königin in Petersburg das von Katharina II. gestiftete großartige Erziehungshaus für verwaiste oder Findelkinder, das Wospitatelnoi Dom (jetzt zu einem kleinen Stadtteile angewachsen und aus den ehemaligen Palästen der Fürstin Bobinsky und Rasumowski errichtet). Am 23. Januar fuhr sie, bei 30 Grad Kälte, in einem offenen Schlitten nach dem denkwürdigen hölzernen Hause Peters des Großen, von wo aus der Czar die erste Anlage von Petersburg, den Bau der Festung leitete, um sein Volk zur See mit anderen Völkern in Verbindung zu setzen. So vergingen die drei Wochen ihres

Aufenthalts in Petersburg zwischen lauten Festlichkeiten und stillen Betrachtungen der vielfältigen Sehenswürdigkeiten. Die kaiserliche Familie überbot sich in zartsinniger Aufmerksamkeit für die Königin, und mit dem Hofe wetteiferte die Stadt in der Verehrung der hohen Gäste. Aber dieser majestätische Glanz stimmte nicht zu den Trübsalen daheim: Luise fühlte ihr Herz dadurch mehr bedrückt, als gehoben, und der Schatten einer tiefen Wehmut blieb in ihrem Gefolge. Ein Unwohlsein trat hinzu und weckte die Besorgnis, sie habe sich am Abend des 19. Januar erkältet beim Anblick eines Feuerwerks im Taurischen Palaste. Doch fühlte sie sich bald wieder besser, so daß sie noch das am 25. zum Geburtstage der Kaiserin gegebene Maskenfest durch ihre Gegenwart verschönern konnte.

Am 31. Januar reisten der König und die Königin aus Petersburg ab. Die Kaiserin begleitete die Königin bis Strelna, der Kaiser und der Großfürst Konstantin folgten den scheidenden Gästen noch einige Werste weiter. Erst an der Petersburger Grenze sagten sie einander Lebewohl. Am 10. Februar, nach einer Abwesenheit von sechs Wochen, trafen der König und die Königin wieder in Königsberg ein.

„Ich bin gekommen, wie ich gegangen,“ schrieb Luise nach ihrer Rückkehr an Frau von Berg. „Nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal: mein Reich ist nicht von dieser Welt!“

Zehntes Kapitel.

Sie säet mit Thränen.

Preußen war endlich von den französischen Truppen geräumt. Doch der Ausbruch des neuen Krieges zwischen Östreich und Frankreich, der auch Nord-Deutschland mächtig bewegte, machte der königlichen Familie den ferneren Aufenthalt in Königsberg ratsam. Dazu kam, daß die Königin sich sehr leidend fühlte. Der unglückliche Ausgang des Krieges trug nicht wenig dazu bei, ihre Gesundheit zu erschüttern. Schon am 10. Mai stand Napoleon siegreich vor Wien. Diese neue Unterjochung Deutschlands, der rasch niedergeschlagene Aufstand Dörnbergs in Hessen, der kühne, aber eigenmächtige, vom König nicht zu billigende Zug Schills von Berlin nach Stralsund, das schreckliche Ende des Helden und seiner tapfern Schar: das alles erschien der Königin als das Zeichen einer traurigen Zeit, in der wenig mehr zu hoffen sei. Ihrer Seele, ihrer Feder entflossen damals die Worte:

„Ach Gott, es ist viel über mich ergangen. Du hilfst allein — ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. Gott weiß, wo ich begraben werde,

schwerlich auf preußischer Erde. Österreich singt sein Schwanenlied, und dann Ade: Germania!“

An ihren Vater schrieb sie damals im tiefen Herzensergusse: „Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das siehet niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: das muß auch bei uns anders werden. . . . . Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Ist doch alles in der Welt nur Übergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.“

„Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werter ge-

macht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller, als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten, ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise! bist mir im Unglück noch werter und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen, wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich Dich so lieb habe, habe ich unser jüngst gebornes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden.“ — Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe, und wir so mit einander eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständnis, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten.“

„Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine

komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist. Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle) wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Äußern hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, teilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie einher; hat aber viel Liebe und Teilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft. Karl ist gutmütig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich eben so gut als geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf! Doch zeigt er Wißbegierde — zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch Neugierde. Er wird, ohne die Teilnahme an dem Wohl und Wehe anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen. — Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschmiegend und kindlich.

Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satirischen und siehet dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemütlichkeit nicht. Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten ähnlich werden."

„Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Galerie vorgeführt. Sie werden sagen: das ist ja eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes sieht und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machen, finde ich an allen nicht. Sie haben wie andere Menschenkinder auch ihre Unarten; aber diese verlieren sich mit der Zeit, so wie sie verständiger werden. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schoße des Überflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an der Wehmut und den öftern Thränen der Mutter. Besonders wohlthätig ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Kronprinz kennen lernt; er wird das Glück, wenn, wie ich hoffe, künftig für ihn eine bessere Zeit

kommen wird, um so höher schätzen und um so sorgfältiger bewahren. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segne und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. — Erhält Gott sie uns, so erhält er meine besten Schätze, die niemand mir entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unsern guten Kindern werden wir glückselig sein. Ich schreibe Ihnen dies, geliebter Vater, damit Sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann, auch unsere Kinder alle, die dem ehrwürdigen Großvater die Hände küssen; und ich bin und ich bleibe, bester Vater, Ihre dankbare Tochter Luise."

Gegen Ende des Frühjahrs erkrankte die Königin an einem Wechselfieber. Es befiel sie einen um den andern Tag und zehrte monatelang an ihren Kräften. Die königliche Familie wohnte den Sommer über wieder auf den Huben; aber schon am 9. September mußte die Königin, infolge eines bedenklichen Rückfalles ihres Fiebers, aus dem Landhause nach dem Schlosse in der Stadt zurückgebracht werden. In diesen Tagen schreibt der „biedere, freimütige Borowsky," wie sie ihn nennt, als Augenzeuge in einem Briefe aus Königsberg: „Fröhlich ist freilich unsere teure Königin in dieser Passionszeit nicht; aber ihr Ernst hat eine stille Heiterkeit, und die Klarheit und Ruhe, welche ihr Gott schenkt, verbreitet über ihre ganze Persönlichkeit eine Anmut, die man eine würdevolle nennen kann. Ihre Augen

haben allerdings den früheren Lebensglanz verloren, und man sieht es ihnen an, daß sie viel geweint haben und noch weinen; aber damit haben sie den milden Ausdruck einer sanften Wehmut und stillen Sehnsucht empfangen, die noch mehr und besser ist, als Lebenslust. Die Blüten auf ihrem Angesicht sind wohl verblüht, und eine sanfte Blässe umgiebt es; doch ist es noch schön, und auf ihren Wangen wollen mir fast noch mehr, als früher die roten, so jetzt die weißen Rosen gefallen. Um ihren Mund, den sonst ein süßes, glückliches Lächeln umschwebte, sieht man jetzt von Zeit zu Zeit ein leises Beben der Lippen; es liegt darin wohl Schmerz, aber kein bitterer. Ihr Anzug ist stets höchst einfach, und die Wahl der Farben bezeichnet ihre Stimmung. — Als ich am letztvergangenen Sonntage die Ehre hatte, meine Aufwartung zu machen, fand ich sie allein in ihrem Wohnzimmer, lesend in der heiligen Schrift. Schnell aufstehend und mir freundlich entgegenkommend, begann sie sogleich:

„Nun habe ich mich hinein gedacht und hinein gefühlt in den köstlichen 126sten Psalm, über den wir letzthin mit einander sprachen. Je mehr ich nachdenke und ihn zu fassen suche, desto mehr zieht er in seiner Erhabenheit und Lieblichkeit mich an, und ich weiß nichts, was meiner Stimmung sich so ernst und milde, erhebend und tröstend anschließt, als dies liebe, teure Wort. Der Seelenschmerz, der sich darin einfach ausspricht, ist tief und doch gelassen, ruhig und sanft. Was er wirken und welche Früchte er bringen soll, ist in dem lieblichen Bilde der Saat und Ernte treffend bezeichnet. Die alles

Herzeleid tragende und überwindende Hoffnung geht darin auf wie die Morgenröte, und von ferne her hört man schon durch die Unglücksstürme die Psalmen der Überwinder. Es wehet ein Geist der Wehmut und doch auch des Sieges, der Ergebung und der frohesten Zuversicht darin: eine Elegie, und doch auch ein Hymnus, ein Halleluja mit Thränen. Ich schaue diesen Psalm, wie man eine schöne Blume anblickt, auf der ein klarer Tautropfen im Morgenlichte glänzt; gelesen und wieder gelesen hat er auch meinem Gedächtnisse sich eingeprägt."

Und nun sagte die Königin im Ausdruck frommer Ehrfurcht mit leiser, aber fester klarer Stimme, in der warmen Betonung reiner Andacht den in ihr Gemüt aufgenommenen Psalm her, hie und da ein wenig anders und auf ihren Zustand angewandt. Wie ein schönes Lied, angenehm gesungen, mehr noch als gelesen, einen tiefen, belebenden Eindruck macht, so erwachten, indem ich der Königin zuhörte, in mir beim alten Worte neue Gefühle. Denn ihre melodische, ich kann gar nicht sagen wie betonte Sprache war wie ein entzückender Gesang, der aus ihrem reich besaiteten Herzen floß."

So Borowsky, von dem die Königin auch in einem Briefe an Scheffner sagt, daß „sie sich lange mit vieler Freude und Herzlichkeit, ihr zur wahren Erbauung, mit ihm unterhalten." — Den König faßte Borowsky, damals noch Stadtpfarrer in Königsberg, einmal gesprächsweise beim Knopfe der Uniform mit den Worten: „Ew. Majestät müssen glauben lernen." Friedrich Wilhelm III. hat diesen freimütigen Prediger wie alle Getreuen aus jener Pas-

sionszeit in gutem Andenken behalten. Borowsky starb 1831 als evangelischer Erzbischof von Preußen, ein Greis von einundneunzig Jahren.

Zu Scheffner hat die Königin nach ihrer Rückkehr von Petersburg geäußert: „daß dort ihre Seele durch nichts angenehmer und stärker ergriffen worden sei, als durch den Anblick der großen Anstalten der Kaiserin-Mutter zur Töchter-Erziehung; nur daß selbige viel Geld kosteten, woran es jetzt in Preußen fehle.“ Um dieselbe Zeit war es wohl, daß sie anfing, die Pestalozzische Erziehungs- und Unterrichtsmethode in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen. Von allen Schulen, in welchen nach Pastalozzis Vorbild gelehrt wurde, ließ sie sich Bericht abstatten, und mit Ungeduld erwartete sie die Ankunft des vom König aus dem württembergischen berufenen Direktors Zeller, eines Schülers Pestalozzis. Mit ahnungsvoller Seele schien sie alles auf eine Zukunft zu beziehen, welche ihr klarer Geist und ihr frommes Gemüt mit Zuversicht voraussahen; es war ihr eine Gewissenssache dahin zu wirken, daß diese Zukunft das harrende Geschlecht nicht unvorbereitet antreffe.

„Ich lese jetzt Lienhard und Gertrud,“ schrieb Luise damals, „ein Buch fürs Volk, von Pestalozzi. Es ist mir wohl in diesem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigner Herr, so setzte ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Mann mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit. Ja, in der Menschheit Namen dank ich ihm! — Eine Stelle in dem Buche

gefiel mir besonders, weil sie so wahr ist: Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind! — Ja, inmitten meines Elends sage ich schon: Es ist Gottes Segen! Wie viel näher bin ich bei Gott — wie deutlich sind meine Gefühle zu Begriffen geworden über die Unsterblichkeit der Seele. Nicht ohne Thränen schmilzt das schöne Siegel — wie wahr!“

Ihr leidender Gesundheitszustand hielt sie nicht ab, sich eifrig mit den Königsberger Schulanstalten zu beschäftigen. Sobald jener Schüler Pestalozzis, der Direktor Zeller, angekommen war, lud sie ihn öfter zu sich und besprach mit ihm diese ihr so wichtige Angelegenheit. Späterhin besuchte sie selbst die Schulen, durch ihre Gegenwart, durch ihr Eingehen auf alles die Lehrer und die Lernenden anregend, ja begeisternd. Wie sehr auch das leibliche Leben in ihrer Krankheit schwankte, so daß ihre Seele manchmal der Hoffnung zu entsagen schien, die heiß ersehnte Ernte der Aussaat einer bessern Zukunft noch auf Erden zu erleben: sie nahm dennoch Anteil an allem, was „Religion und Sittlichkeit, diese Grundfesten unseres Daseins“, im Volke fördern, was zur Wiedererweckung „der auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen Eingeschlafenen“ hinwirken konnte.

„Haben Sie schon gehört,“ schrieb sie im September 1809, „der König hat befohlen, daß in den Kirchen Gedächtnistafeln der um das Vaterland verdienten Krieger aufgestellt werden, zur Ehre der Toten, zur Auszeichnung der Überlebenden und zur Nacheiferung — der andern. Das ist ein Funken

mehr, aus dem vielleicht doch noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geißel der Völker verzehrt. Hat es denn nicht, wie in Spanien, auch in Tirol schon gezündet? „Auf den Bergen ist die Freiheit!“ klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeiung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr und was für einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs! Und dieses treue Schweizervolk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat. Ein Kind an Gemüt kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt. Ganz wie in Spanien! — Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden, wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen! Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!“ Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen: warum er sterben mußte. Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!“

Am 29. September erfreute die Königin sich der Ankunft ihrer jüngsten Schwester Friederike, Prinzessin von Solms-Braunfels. Fünf Tage darauf, am 4. Oktober, gab Luise einem Sohne das Leben: der neugeborne Prinz wurde am 8. November auf

den Namen des Markgrafen Albrecht getauft. Langsam genesend, wurde sie doch nicht müde in ihrem Wirken für die religiöse Erhebung des Volkes. „Weil wir abgefallen, darum sind wir gesunken!" Das wurde ihr immer klarer, und in ihrem lebendigen Gefühle Gottes wurde sie die still waltende und wartende Gärtnerin jedes edlen Keimes, jeder auf die treibende Kraft des frisch erweckten Glaubens hindeutenden Saatspitze. So besuchte sie acht Tage vor ihrer Abreise nach Berlin das als Muster-Erziehungsanstalt im Sinne Pestalozzis von Zeller eingerichtete Königsberger Waisenhaus. Mit ihr der König und die königliche Familie. Zwei Stunden waren zur Besichtigung der Anstalt bestimmt. Aus den zwei Stunden wurden mehr als vier, und Luise nahm das Gefühl mit: hier sei einer der Grundsteine zur Erbauung einer bessern Zukunft gelegt. Sie sagte dem damals mit Wahrnehmung des öffentlichen Unterrichts betrauten Staatsrat Nicolovius Lob und Dank dafür, daß er das Werk Pestalozzis mit so viel Eifer und Liebe gefördert habe.

Pestalozzi, der schlichte Schweizer, der „das Volk liebte, weil er Gott fürchtete, und der den Bettelkindern Vater wurde um des Sohnes Gottes willen" — Pestalozzi selbst fühlte sich begeistert in dem Gedanken, daß seinem Werke auf das Anklopfen der Königin das Thor der Zukunft durch den König aufgethan ward. Er schrieb an den ihm befreundeten Nicolovius: „Mein Vater im Himmel, der mein Werk rettet, hat es jetzt auch dem Herzen Deines Königs nahe gebracht. Ich hoffte mein Leben hindurch auf einen König, dem die Kraft des Menschen-

herzens gegeben wäre, aus der das Heil der Menschen kommt. Ich fand ihn nicht. Seine Zeit war noch nicht da, jetzt ist sie gekommen. Er ist da, er ist gefunden. — Du bist ihm jetzt persönlich nahe. Dein Los ist Dir an einem schönen Orte gefallen. Mag es mit Dornen bestreuet sein; Du verehrst den ewigen König, der eine Dornenkrone trug, und der, dem Du auf Erden dienst, trägt auch eine solche. Ich träume mir jetzt Friedrich Wilhelm als den Helden der Liebe, den das Menschengeschlecht gegen die einseitige Heldenkraft des Schwertes heute mehr als je bedarf.“ — In einem andern Briefe an Nicolovius schreibt Pestalozzi: „O Freund und ihr Edlen alle, die ihr neben dem König am wichtigsten Ruder des Staates, an der Bildung der Bürger in einem edlen und hohen Sinne arbeitet, Gott hat euch zum Salz der Erde und zum Sauerteig gemacht, der, so klein er an sich ist, die ganze Masse des ungesalzenen und schmacklosen Zeit- und Regierungseinflusses auf die Menschenbildung göttlich durchsäuert. Die Erde bedarf der göttlichen Hülfe, eines neuen Salzes, und Freunde, ihr strebet, bin ich überzeugt, ihr göttlich zu helfen; ihr erkennt, ihr könnt nur dadurch menschlich helfen, wenn ihr göttlich zu helfen imstande seid.“

Der König sprach es offen aus, daß er gesonnen sei, das Wohl und Gedeihen seiner Länder hauptsächlich auf die sorgfältig geleitete Entwicklung der geistigen Kräfte zu gründen. Der oberste, der schöpferische Gedanke dabei war, wie Stein ihn verkündet hat: „einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben,

ihr wieder Mut, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für Unabhängigkeit von Fremden und Nationalsinn einzuflößen.“ Und die Königin Luise (das bekundet ein mit den Verhältnissen Vertrauter) die Königin war die belebende und anregende Seele dessen, was seitdem auf dem Felde der wissenschaftlichen und der religiösen, sittlichen Volksbildung im Vaterlande gefruchtet hat. Als Friedrich Wilhelm III. zu seiner Ruhe „an der Seite der Heißbeweinten und Unvergeßlichen“ einging, da standen 6 Universitäten, 120 Gymnasien, eine noch größere Zahl Real- und höherer Bürgerschulen in voller Wirksamkeit. Der sechste Mensch in Preußen war ein Schulkind.

Elftes Kapitel.

Die Heimkehr nach Berlin.

Schon in den ersten Augusttagen 1809 hatte die Königin aus Königsberg an ihre Schwester Friederike geschrieben: „Erlaubt es meine Gesundheit, so gehen wir den 12. nach Pillau. Ginge es doch nach Berlin. Dahin, dahin möcht ich jetzt ziehen; es ist ordentlich ein Heimweh, was mich dahin treibt und nach meinem Charlottenburg." — Jetzt, da endlich ihre und des Königs Abreise nach Berlin auf den 15. Dezember festgesetzt war, schien ihr vor der nahen Heimkehr zu bangen. Warum? Davon konnte sie sich selbst keine Rechenschaft geben. „So werde ich denn bald wieder in Berlin sein," schrieb sie, „und zurückgegeben so vielen treuen Herzen, welche mich lieben und achten. Mir wird es bei dem Gedanken ganz beklommen vor Freude, und ich vergieße so viele Thränen hier, wenn ich daran denke, daß ich alles auf dem nämlichen Platz finde, und doch alles so ganz anders ist, daß ich nicht begreife, wie es dort werden wird. — Schwarze Ahnungen ängstigen mich; immer möchte

ich allein hinter meinem Schirmleuchter sitzen, mich meinen Gedanken überlassen: ich hoffe, es soll anders werden."

Ihre und des Königs Heimreise ging, wie es bestimmt war, am 15. Dezember vor sich und allerorten durch helle Freuden- und Ehrenzeichen der Bevölkerung. Am 23. Dezember gegen Mittag erreichten der König und die Königin Weißensee, das nächste Dorf bei Berlin vor dem Bernauer (Neuen Königs-)Thore. Hier harrten ihrer die Abgeordneten der Berliner Bürgerschaft. Junge Mädchen streuten den ankommenden Majestäten frische Blumen bis an das festlich geschmückte Haus, wo ein Frühmahl bereit stand. Der Königin überreichten sie dabei ein sinnbildliches Gemälde: „Der Schutzgeist Berlins, der aufgehenden Sonne die Arme entgegenstreckend." Sie weinte, als sie das die Allegorie deutende Gedicht las. Ahnte sie vielleicht, wie bald ihres Lebens Sonne untergehen sollte? — Nach dem Frühstück stieg der König zu Pferde. Für die Königin war ein prächtiger neuer Wagen vorgefahren, ein Ehrengeschenk der Berliner Bürgerschaft. Sie liebte, wie man wußte, die Lilafarbe; der viersitzige Wagen war daher mit silbergesticktem Lilasammet ausgeschlagen, eben so das ganze Geschirr mit der Blütenfarbe der blauen Schwertlilie verziert. Mit der Königin fuhren in diesem Wagen nach Berlin: ihre älteste Tochter, die Prinzessin Charlotte, ihr dritter Sohn, der Prinz Karl, ihre Nichte, die Prinzessin Friederike, und die Oberhofmeisterin Gräfin Voß. Ihre beiden ältesten Söhne, der Kronprinz und der Prinz Wilhelm,

marschierten als Gardeoffiziere mit ihrem Regimente zu Fuß in Berlin ein.

Es war am 23. Dezember — gestern vor sechzehn Jahren, beinah in der nämlichen Stunde, war Luise als Braut in Berlin eingezogen. Als sie jetzt unter dem Geläute der Kirchenglocken und den herzlichen Zurufen des sich ihres Wiedersehens freuenden Volkes vor des Königs Palais aus dem Wagen stieg, kam ihr Vater, der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, der ersehnten Tochter entgegen. Umringt von ihren Kindern, küßte sie ihm mit kindlicher Ehrerbietung die Hand. Er schloß sie weinend in seine Arme. Unter den im Palais versammelten Anverwandten des Königshauses sah sie auch den Prinzen und die Prinzessin Ferdinand, die greisen Eltern des bei Saalfeld gefallenen und damals noch dort beigesetzten Prinzen Louis. Nur eine vermißte die Königin hier, ihre liebe Großmutter; die fürstliche Matrone hatte ihres hohen Alters wegen nicht mit ihrem Schwiegersohne, dem Herzog, nach Berlin reisen können.

Der Magistrat hatte den Wunsch ausgesprochen: Ihre Majestäten möchten den Berlinern die Freude machen, am Tage (Sonntage) nach dem Einzuge zu der vorbereiteten Festoper im Theater zu erscheinen. Des Königs Antwort war: „Mein erster Gang in Berlin ist in die Kirche.“ Er wohnte mit der Königin am Sonntage der Dankfeier im Dome bei, welche hier wie in allen Gotteshäusern der Hauptstadt gehalten wurde.

Am Montag (25. Dezember) abends sechs Uhr erschienen beide Majestäten im Opernhaus, bei

ihrem Eintritt freudig von der Versammlung begrüßt. Von tausend Stimmen erscholl da nach der Melodie der Volkshymne ein von Zacharias Werner gedichtetes Festlied:

Du, der auf Blitzen fährt,
Zu uns im Säuseln kehrt,
Vater vom Licht!
Ende des Königs Schmerz,
Heile sein wundes Herz,
Rein ist es und gerecht,
Verlaß ihn nicht!

Du, der du Tau der Au,
Dem Menschen Thränentau
Segnend verliehn!
Tröste die Königin,
Rein ist und schön ihr Sinn,
Laß ihr aus Thränensaat
Frieden erblühn!

Als Festvorstellung im Opernhause gab man Glucks Iphigenia in Aulis, im Nationaltheater (Schauspielhause) Ifflands Schauspiel: Der Verein. Die Majestäten fuhren aus dem Opernhause, während des ersten Aktes der Oper, ins Nationaltheater. Bei ihrem Erscheinen erhoben sich alle von den Sitzen, die Herren schwenkten mit den Hüten, die Damen wehten mit den Tüchern. Vielen gingen die Augen über beim Wiedersehen des Königs und „der Genossin seiner Sorgen."

Doch die Freude der Heimkehr sollte nicht ungetrübt bleiben. Von Paris aus ergingen scharfe Mahnungen an die rückständige Zahlung einer für den Augenblick unerschwinglichen Kriegssteuer: Na-

poleon drohte mit einer Exekutionsarmee, mit einer abermaligen Besetzung des Landes. Besonders das nächste Frühjahr, die Zeit, in welche der Königin Geburtstag fiel, brachte neue schwere Sorgen. Sie bedurfte der höchsten Selbstüberwindung, um an diesem festlichen Tage ihre Fassung zu behalten. Die Seele voll banger Ahnungen, fürchtete sie, der König würde durch eine vor nichts zurückschreckende Willkür seinem Volke entrissen werden, und in diesem furchtbaren Gedanken äußerte sie mitten in der Feier des Tages: „Ich denke, es wird wohl das letzte Mal sein, daß ich meinen Geburtstag hier feiere.“ — Ihre Gesundheit wankte von neuem. Dazu kam noch, daß in diesem Frühjahre (1810) ihre jüngste Tochter, die kleine Prinzessin Luise, ein liebes und ihr sehr ähnlich sehendes Kind, gefährlich erkrankte. Kaum gesundete die Prinzessin, da wurde die Königin von einem heftigen Husten befallen. Sie fieberte und mußte mehrere Tage das Bett hüten. Auch litt sie schon an den Brustkrämpfen, die bald ihr Tod werden sollten.

Nächst den peinigenden Sorgen um den König und das Land, erfüllte die treue Mutterliebe das Gemüt der Königin. Beständig richtete ihr geistiger Blick sich auf die Entwicklung ihrer Kinder: jeder Keim des Guten und Schönen, den sie in ihnen wahrnahm, beglückte sie. Es war, wie wenn sie in einem Vorgefühle ihres nahen Dahinscheidens erst noch die ganze Tiefe des Mutterherzens über ihre geliebten Kinder ausschütten wollte. Als die Witterung milder wurde, folgte sie dem König (am 10. April) nach Potsdam, und der Frühlings-

Aufenthalt hier stärkte sie so, daß ihre Kräfte neu aufzublühen schienen. Ihr Aussehen gewann wieder Frische und Farbe. Vorher empfing sie noch in Berlin an dem in diesem Jahre spät fallenden Osterfeste das heilige Abendmahl in der St. Nikolai-Kirche aus den Händen ihres Beichtvaters, des Propstes Ribbeck.

Immer ungestümer drang Napoleon auf die Zahlung der rückständigen Kriegssteuer. Doch die laufenden Einkünfte des vom Krieg erschöpften, durch die lange französische Besatzung ausgesogenen Königreichs vermochten nicht so viel abzuwerfen. Auch die versuchten Anleihen mißlangen, und schon ließ Napoleon die Zumutung nach Berlin ergehen: „man könne ja durch Abtretung eines angemessenen Landesteils zur Vergrößerung des Königreichs Westfalen der ganzen Schuldenlast auf die leichteste Weise ledig werden." Wirklich stellte der damalige Finanzminister Altenstein vor: „die Abtretung Schlesiens sei die einzige Rettung aus der Not." Allein der König und die Königin wiesen dieses angeblich letzte Mittel mit Unwillen zurück. Sie wandten sich an den ehemaligen Kabinettsminister Freiherrn von Hardenberg. Die Königin besprach sich mit ihm in Gegenwart der Frau von Berg. Der König empfing ihn darauf insgeheim in Breskow und auf der Pfaueninsel. Er berief ihn am 10. Juni 1810 als Staatskanzler an die Spitze der gesamten Verwaltung. Altenstein trat zurück, und es gelang Hardenberg, Preußen einstweilen mit Napoleon zu verständigen und in Frieden zu erhalten, zugleich aber im stillen die Staatskräfte zu

wecken und anzusammeln, bis die Zeit der Befreiung komme.

Und sie kam, diese Zeit! Allein die Königin, die sie im Geiste vorausgesehen, die so viel dafür gethan hatte, daß dieser Ostermorgen der Befreiung Deutschlands ihr Volk wach und auf seinem Posten finde — die Königin Luise sollte diese Auferstehung Preußens nicht erleben, sollte während der Passionszeit sterben.

Zwölftes Kapitel.

Die letzten Lebenstage der Königin.

Seit Jahren hatte Luise sich gewünscht, ihren Vater, den Herzog, einmal in Strelitz zu besuchen. Seitdem sie Preußen angehörte, hatte sie, wie sie es aussprach, „nur einmal unter dem väterlichen Dache geschlafen.“ Vor vier Jahren (1806) bei ihrer Rückkunft aus dem Bade Pyrmont hatte sie die Absicht geäußert, ihren Vater zu seinem Geburtstage (10. Oktober) in Strelitz zu überraschen. Aber der Oktober jenes Unglücksjahres führte sie nicht in das Vaterhaus, sondern an die Grenzen ihres Reiches. — Endlich sollte sie ihren lang gehegten Wunsch erfüllt sehen: um Mitte Juni wurde die Abreise nach Strelitz auf den 25. dieses Monats festgesetzt. Sie gedachte acht Tage dort zu bleiben; der König versprach ihr am 28. Juni nach Strelitz zu folgen. Von dort wollten sie dann beide mit der herzoglichen Familie aufs Land, nach Hohen-Zieritz gehen. In diesem Lustschlosse in der Nähe von Strelitz hatten sie im September 1803 einen Tag bei dem Herzoge verlebt; der König sprach mit Wohlgefallen von dem freundlichen Schlosse in dem

stillen Dorfe. Es mochte ihn an sein trautes Paretz erinnern.

Am 25. Juni, an einem Montag früh brach die Königin von Charlottenburg auf. Sie fuhr über Oranienburg zunächst nach Fürstenberg an der Havel, der ersten Strelitzschen Grenzstadt. Unterwegs in froher Stimmung wurde sie, sobald sie auf der schnellen Hinfahrt ins Mecklenburgische kam, auffallend ernst. Sie konnte selbst nicht sagen, warum ihr auf einmal so weh zu Mute wurde. Sie schob es auf manche traurige Erinnerung ihrer Kindheit, auf den frühzeitigen Tod ihrer Mutter, deren sanftes Bild bei dem Gedanken an das nahe Vaterhaus im schwarzen Rahmen vor ihre Seele trete. In Fürstenberg, als sie dort in den Schloßhof einfuhr, erblickte sie freudig überrascht ihren Vater, ihre beiden Brüder Georg und Karl und ihre jüngste Schwester Friederike. Sie waren ihr von Strelitz bis hierher entgegen gekommen. Mit dem Ausrufe: „Ach, da ist mein Vater!“ eilte sie aus dem Wagen in des Herzogs Arme.

Im Familienkreise speiste sie hier zu Mittag. Nach Tische trat sie ans Fenster, sie sah nach dem Himmel und äußerte ihre Freude, daß ihr keine Regenwolke den schönen Sommertag zu verderben drohe. Nachmittags gegen fünf Uhr fuhr sie von Fürstenberg weiter: die Königin saß im offenen Wagen neben ihrem Vater, ihnen gegenüber ihre drei Geschwister. In der achten Abendstunde kamen sie in Neu-Strelitz an, jubelnd begrüßt von der am Eingange der Stadt versammelten Volksmenge. Vor dem herzoglichen Schlosse harrte schon die greise,

ein und achtzig Jahre alte Großmutter der Königin, die verwitwete Landgräfin Georg von Hessen-Darmstadt: sie ging der ersehnten Enkelin bis an die Wagenthür entgegen. Hatten sie einander doch seit dem unglücklichen Kriege nicht wiedergesehen! Die Königin sprang allen voran aus dem Wagen, um ihre „liebe Großmama," die ehrwürdige Pflegerin ihrer Kindheit, ans Herz zu drücken.

Hier im Vaterhause wünschte Luise die Zeit vornehmlich im trauten Kreise ihrer Familie zu verleben. Es wurde daher nur einmal (am 27. Juni) eine Hofgesellschaft gegeben. Nach der Tafel trat die Königin zu einigen, ihr näher bekannten Damen, und als diese mit Wohlgefallen die Perlen betrachteten, welche Ihre Majestät als einzigen Schmuck trug, sprach Luise: „Auch mir sind sie sehr lieb, ich habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Die Perlen passen besser für mich; denn sie bedeuten Thränen, und ich habe deren so viele vergossen!" — Darauf zeigte sie den Damen jenes Bild des Königs, das sie als Medaillon auf der Brust trug. „Es ist das ähnlichste, das ich besitze," sagte sie, „auch verläßt es mich nie."

Pünktlich am 21. Juni in der vierten Nachmittagsstunde traf der König, wie er es versprochen hatte, in Neu-Strelitz ein. Sie äußerte im frohen Tone: „wie glücklich sie sich fühle, ihren Mann im Hause ihres Vaters, als Tochter vom Hause zu empfangen." Die Familie war in den Zimmern des Herzogs beisammen. Der König ging dann, um sich die Schloßkirche anzusehen. Luise, jetzt allein mit ihrem Bruder Georg, äußerte von neuem ihre Freude

über die Ankunft ihres Gemahls: „Lieber Georg,“ rief sie aus, „nun erst bin ich ganz glücklich!“ Sie setzte sich an ihres Vaters Schreibtisch und schrieb da auf ein Blatt Briefpapier: „Mein lieber Vater! Ich bin heute sehr glücklich, als Ihre Tochter und als die Frau des besten der Männer!“ — Es sind die letzten Worte, die sie geschrieben hat.

Einige Stunden nachher fuhr sie mit dem König und ihrer Familie aus der Stadt nach dem ländlichen Hohen-Zieritz hinaus. Als sie hier ausstieg, fühlte sie sich unwohl: schon an diesem Abend fieberte sie, meinte aber, es sei nichts als ein Schnupfenfieber. Am andern Morgen (29. Juni) ging es etwas besser; doch klagte sie noch über Kopfschmerzen und Beklemmungen. Gewohnt, nicht gleich auf ein, wie sie glaubte, vorübergehendes Unwohlsein zu achten, zwang sie sich, mittags bei der Tafel zu erscheinen. Sie war aber augenscheinlich so leidend, daß der König sie bat, lieber nachmittags das Zimmer zu hüten. Gegen Abend fühlte sie sich wieder leichter. Sie mochte die Freude ihrer Familie nicht durch ihre „Unpäßlichkeit“ gestört wissen und ging deshalb zur Theestunde in den Garten hinunter. Zum letzten Male saß sie mit den Ihrigen froh beisammen, ging aber auf deren Zureden diesen Abend früh zu Bette, da sie morgen den König nach Rheinsberg zu begleiten gedachte. Es kam ihr nicht in den Sinn, daß ihr Unwohlsein sie davon abhalten könnte: so gewohnt war sie, den Wünschen ihres Mannes ihre Bequemlichkeit nachzusetzen. Sie hatte keinen Arzt gewollt, doch als sie heute (30. Juni) heftig fieberte und hustete,

ließ der Herzog seinen Leibarzt Hieronymi aus der Stadt nach Hohen-Zieritz rufen. Dieser erklärte der Kranken, ungeachtet ihrer Einwendungen, daß sie nicht ohne Gefahr reisen könne. In ernster Sorge um seine Gemahlin schob der König nun auch seine Fahrt nach Rheinsberg auf, um ihre, wie er hoffte, baldige Genesung abzuwarten. Abends litt die Königin wieder an Brustbeklemmungen und äußerte großes Verlangen nach einem Aderlaß. Der Arzt vertröstete sie auf den andern Tag. Als dann (Sonntag den 1. Juli) der gewünschte Aderlaß in Gegenwart ihrer Schwester Friederike und einer Kammerfrau vorgenommen wurde, fiel sie dabei in Ohnmacht, erholte sich indes bald wieder und fühlte sich erleichtert. Auch am nächsten Tage (2. Juli) ging es ihr anscheinend besser, so daß der König, von dringenden Staatsgeschäften nach Berlin zurückgerufen, am 3. Juli über Rheinsberg dahin abreiste. Er versprach in wenigen Tagen wieder zu kommen und dann seine Gemahlin selbst abzuholen. Der König ebensowenig wie alle, welche um die Königin waren, konnten vermuten, daß er sie erst in der Todesstunde wiedersehen sollte.

Wirklich schien die Krankheit sich im Laufe dieser Woche zu lindern: die Königin fieberte und hustete minder heftig. Nur fühlte sie sich ungewöhnlich matt, sie wurde mehrmals beim Aufstehen oder Wechseln des Lagers ohnmächtig. Ihre Zimmer auf Hohen-Zieritz gingen nach Süden hinaus; die Sonnenseite war ihr erst sehr angenehm, wurde ihr aber bei der drückenden Wärme lästig. Der Herzog bot ihr daher seine Gemächer im untern Stock an.

Sie ließ sich sogleich hinuntertragen: in der Eile konnten die Betten nicht erst gewechselt werden, und so suchte sie auf dem Lager ihres Vaters die Ruhe, die sie nur im Tode finden sollte. — Am elften oder zwölften Tage ihrer Krankheit stellte sich ein starker, aber leichter Auswurf ein. Der Arzt sah darin ein Kennzeichen des hitzigen Brustfiebers, von dem sie befallen war.

Unterdessen war der König in Charlottenburg gleichfalls erkrankt und konnte noch nicht kommen. Er schickte als den Stellvertreter des eben nach Holland berufenen Leibarztes Hufeland den berühmten alten Dr. Heim aus Berlin nach Hohen-Zieritz, um Seiner Majestät Kunde von dem Befinden der Königin zu bringen. Heim hielt eben so wie Hieronymi die Kranke für gerettet, wenn außer dem schon geöffneten Lungengeschwüre nicht noch mehrere vorhanden wären; jedenfalls aber müsse sie künftig eben so schonend mit ihrer Gesundheit umgehen, als sie bisher sorglos darüber gewesen sei. Heim reiste nach Berlin zurück, während Hieronymi fortfuhr, dem König Tag für Tag über den Gang der Krankheit der Königin zu berichten.

Es betrübte sie: „ihren Mann in Charlottenburg krank zu wissen, und daß sie nicht bei ihm sei, um ihn zu warten, was sie so gern thäte. Es sei doch eine traurige Schickung, daß sie beide zu gleicher Zeit hätten erkranken müssen.“ Sie sprach öfter von der Möglichkeit, sich nach Charlottenburg bringen zu lassen. Ein Brief, den ihr der König schrieb, rührte sie so innig, daß sie das Blatt auf ihr Herz legte. Sie wollte sich nicht davon trennen, um es

in jedem Augenblick der Ruhe von neuem zu lesen. „Ach, welch ein Brief!“ sagte sie mehrmals. „Wie glücklich ist doch, wer solche Briefe empfängt!“ — In diese Tage ihrer Krankheit fiel der Geburtstag ihrer ältesten Tochter Charlotte. Die nun zwölfjährige Prinzessin schrieb daheim an die geliebte Mutter, und wie schmerzlich sie deren Gegenwart an ihrem heutigen Geburtstage (13. Juli) vermisse. Der Brief, ein reiner Ausdruck kindlicher Liebe, ergriff die kranke Königin so, daß ihre Schwester Friederike, welche ihr das Schreiben vorlas, innehalten mußte. Sie hat diesen Brief nie zu Ende hören können. Immer mußte die Vorleserin wieder abbrechen, um das Mutterherz nicht allzuheftig zu bewegen. In Sorge um die Gesundheit ihrer Schwester, die mit am Krankenbette der Königin wachte, bestimmte Luise selbst die Stunden der Ruhe, welche Friederike sich gönnen mußte. Als sie ihren Vater, ihre Großmutter so bekümmert sah, sagte sie: „Ach, wenn die Angst um mich sie nur nicht auch krank macht.“

So vergingen die Tage und die Nächte, die schlaflosen. Der Geist der Königin war fortwährend munter: sobald der sie quälende Husten nachließ, that sie Fragen nach ihrem fernen Gemahl, ihren Kindern und allen ihren Lieben. Ihr Geist schien unabhängig von dem kranken Leibe: was sie leise und abgebrochen sprach, oft nur hauchte, war für die Personen, die sie und ihr Wesen verstanden, klar und zusammenhängend gedacht, wie in gesunden Tagen. So gaben alle, die den Gang der Krankheit nicht mit den Augen des Arztes ansahen, sich unwillkürlich der

Täuschung hin, es sei keine nahe und schwere Gefahr vorhanden, darin bestärkt durch eine vorübergehende Besserung in der vorletzten Woche ihres Lebens. Die Kranke zeigte sich heiterer, sie hatte mehr Eßlust und Schlaf. Der 14. und 15. Juli, ein Sonnabend und Sonntag ließen sich am günstigsten an: Alles war voll froher Hoffnung, sie nunmehr bald genesen zu sehen. Die Kinder ihrer Schwester Friederike mußten am Sonntag an ihr Bett kommen; liebreich sprach sie mit ihnen, als wären es ihre eigenen. Am Montag (16. Juli) ließ sie sich morgens die Zeitungen vorlesen. Unversehens wurde sie da, um acht Uhr früh, wieder von heftigen Brustkrämpfen überfallen. Dies dauerte bis um ein Uhr mittags: fünf ewig lange Stunden schien ihr Leben mit dem Tode zu ringen. Sie selbst sagte nachher: „Sie habe geglaubt, ihr Ende sei nah'."

Nach diesem starken Anfall hielt Hieronymi den Zustand der Kranken für hoffnungslos: die Brustkrämpfe schienen ihm die Folgen eines unheilbaren Fehlers im Herzen. Er bereitete den Herzog darauf vor, daß die Königin, soweit menschliches Wissen voraussehen könne, Hohen-Zieritz schwerlich lebend verlassen werde.

Der König hatte inzwischen seine Wiederkunft auf Freitag angekündigt. Nach den letzten günstig lautenden Berichten vom Sonnabend und Sonntag konnte er die am Montag plötzlich eintretende Verschlimmerung der Kranken um so weniger erwarten. Nun wurden Eilboten an ihn abgefertigt, um die Ankunft Seiner Majestät zu beschleunigen. Dr. Heim traf am Dienstag (17. Juli) wieder in Hohen-Zieritz

ein, mit ihm die General-Chirurgen Görke und Wiebel und noch ein dritter Arzt, Dr. Schmidt aus Berlin. Dr. Heim fand die Königin kränker, als er sich vorgestellt hatte. Der Puls schlug 120 bis 130 Mal in einer Minute. Die Brustkrämpfe hatten sich am 17. Juli morgens wieder eingestellt, aber minder heftig. Alle erdenklichen Mittel wurden gegen die Anfälle aufgeboten, sie schienen Linderung zu schaffen. Die Königin schlief vor- und nachmittags einige Stunden. Und wer nach ihrem Erwachen das noch klare Auge der Kranken sah, das Aufblitzen ihres muntern, ja heitern Geistes in schmerzenfreien Augenblicken: wie konnte der, ohne Arzt zu sein, erwarten, daß dies helle Auge sich so bald im Tode verdunkeln, dieser lichte Geist so bald erlöschen werde?

Geduldig in ihren harten Leiden dankte sie Gott und den Ärzten für jede Linderung durch die menschliche Wissenschaft. Nur das Atmen wurde ihr schwer und immer schwerer. Sie seufzte öfter auf: „Luft! Luft!" Dabei klagte sie über zunehmende Mattigkeit. Die Hinfälligkeit aller Erdenhoheit, von ihr schon in gesunden Tagen erkannt, deutete sie auf ihrem Krankenlager mit den leisen Worten an: „Ich bin Königin, aber meinen Arm kann ich nicht bewegen." — Bei ihrer Sehnsucht nach ihrem Manne hatte sie die Zeit bis zum Freitag noch sehr lang gefunden; nun vernahm sie mit freudigen Blicken, als sähe sie ihn schon kommen, daß der König früher eintreffen würde.

Die Nacht zum 19. Juli, ihre letzte Erdennacht, fing ziemlich gelinde an. Der Herzog hatte

sich, auf seines Leibarztes dringenden Wunsch hingelegt — nicht zum Schlafen, nur zum Ausruhen der müden Glieder, und nicht ohne den wiederholten Befehl, daß man ihn rufe, sobald der Zustand seiner Tochter sich wieder verschlimmere. Gegen Mitternacht wurde die Kranke unruhig. Sie fieberte stärker, verlangte häufig zu trinken und sagte noch öfter: „Luft! Luft!“ Sie litt wieder an Brustbeklemmungen. Ihre Schwester Friederike hörte, wie sie leise ächzte. „Hast Du wieder Schmerzen?“ fragte die Prinzessin. — „Ach nein,“ war die leise Antwort. „Ich fühle mich nur so matt, und wenn die bösen Krämpfe kommen, ist mir so, als sollte ich ausbleiben.“ Heim saß die Nacht über an ihrem Bette. Die Kranke faßte seine Hand, sie bat ihn, den alten vielerfahrenen Arzt: er möge doch auch ihr helfen von dieser Engbrüstigkeit. Sie sagte ihm, sie fühle eine brennende Hitze: ob es denn nicht kühle, wenn er ihr kölnisches Wasser in die Hände gieße? Dabei setzte ein starker Schweiß sich in kalten Tropfen an. Heim brauchte ein Tuch nach dem andern, um ihr das Gesicht abzutrocknen. Sie sprach mit klarem Bewußtsein, aber noch nicht von ihrem schon nahenden Ende. Erst nach zwei Uhr in der Nacht sagte sie nachdenklich, mit aufgehobenem Finger zu Heim: „Aber bedenken Sie, wenn ich dem König stürbe — und meinen Kindern!“ Dann sprach sie von der nahen Ankunft ihres Mannes, und wie leid es ihr thue, daß er sie so krank finde. Sie wünschte: „Wär' es doch erst Tag!“ Fragte: wieviel Uhr es sei? Ob denn die liebe Sonne noch nicht aufgehe? Und was wohl

heute für ein Tag werde? Ein trüber oder ein heller? Man sagte ihr: der Frühhimmel sei mit Wolken umzogen, es werde wohl einen trüben Tag geben. Und sie, sonst so gern in der „lieben Sonne“, war froh darüber: ein minder sonniger Tag schien ihr Kühlung zu versprechen in ihrer Fieberhitze.

Gegen drei Uhr früh rief man den Herzog. „Wie geht es meinem Kinde?“ fragte er. Der Arzt verstummte. Da faltete der greise Vater die Hände und sagte: „Herr, deine Wege sind nicht unsere Wege.“

In der fünften Morgenstunde traf der König in Hohen-Zieritz ein. Mit ihm kamen seine beiden ältesten Söhne, der damals noch nicht volle fünfzehn Jahre alte Kronprinz und der dreizehnjährige Prinz Wilhelm. Es war ein trüber Sommermorgen, der Himmel hing voll Regenwolken, die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne rangen noch mit der Dämmerung. Heim meldete der Kranken die Ankunft des Königs. Als die Königin ihren Gemahl erblickte, sagte sie mit schwacher Stimme: „Mein lieber Freund, wie freue ich mich, Dich zu sehen.“ — Der König konnte seine Thränen nur mit Mühe verbergen. „Bin ich denn so gefährlich krank?“ fragte sie, als er sich zu ihr neigte. Er suchte sie zu überreden: er habe die beste Hoffnung, er glaube nicht, daß sie in Gefahr sei, und er weine nur, weil er sie so leiden sehe. „Gottlob, daß ich da bin!“ rief er aus. Sie fragte weiter: in welchem Wagen er hergereist sei. „In der gelben Chaise.“ — „Doch nicht in dem offenen Wagen?“ fragte sie lebhafter. „Du mit

Deinem Fieber? — „Ja, in dem offenen Wagen. Du siehst, es hat mir nichts geschadet.“ — „Wer ist mit Dir gekommen?“ — „Fritz und Wilhelm.“ „Ach Gott, welche Freude,“ sagte sie. Er fühlte ihre Hand in der seinigen beben, und kaum noch Herr seiner Gefühle, rief er: „Ich werde sie holen.“ Die Kranke sah ihm nach mit einem Blick, in dem ihre ganze Seele sich auszugießen schien. Dann sagte sie zu den Umstehenden: „Der König thut, wie wenn er Abschied von mir nehmen wolle. Sagt ihm doch, er solle das nicht thun — ich stürbe sonst gleich.“

Als der König wieder eintrat, mit ihm jetzt der Kronprinz und der Prinz Wilhelm, sagte sie: „Ach, lieber Fritz, lieber Wilhelm! Seid Ihr da?“ Heim hörte, wie ihre Söhne am Bette der Mutter in lautes Weinen ausbrachen. Sie gingen und kamen wieder, sobald die aussetzenden Brustkrämpfe der kranken Mutter Ruhe ließen, leider nur auf kurze Zeit. Der König bewahrte nun seine äußere Fassung. Aber wie es ihm das Herz zerriß, das spricht aus seiner Antwort auf die Tröstung der greisen Großmutter Luisens, daß ja noch der Atem, also auch noch Hoffnung da sei und bei Gottes Allmacht nichts unmöglich. Er entgegnet: „Ach, wenn sie nicht *mein* wäre, würde sie leben; aber da sie *meine* Frau ist, stirbt sie gewiß.“ — Heim nahm den Augenblick wahr, dem König draußen zu sagen: „die Königin habe nur noch kurze Zeit zu leben; wenn er sie noch allein sprechen und ihr etwas Vertrautes sagen oder von ihr hören wolle, so möge er nicht säumen.“ — Der König stand eine Minute

stumm vor dem Arzte. Dann rief er aus: „Heim, bin ich nicht ein sehr unglücklicher Mann?“ Und sich gewaltsam fassend, ging er den schweren Gang hinein.

So nahte die neunte Stunde — die Todesstunde. Der König war drin in dem kleinen Zimmer allein bei der Kranken geblieben. Ein neuer heftiger Krampfanfall erschreckte ihn. Er öffnete die Thür und rief die Ärzte aus dem Vorzimmer wieder herein. Es wurden noch einige Mittel angewandt. „Luft! — Luft!“ seufzte die Königin wieder. Hieronymi riet ihr, sie möge die Arme ausbreiten und höher legen. Sie sagte: „Das kann ich nicht!“ Der Arzt unterstützte ihre Bewegung. Doch nur einen Augenblick konnte sie die Arme höher halten. Dann ließ sie sie wieder sinken und sprach mit leiser Stimme: „Ach, mir hilft nichts mehr, als der Tod.“ — Der König setzte sich an ihr Bett, er nahm ihre rechte Hand in die seinigen. Auf der andern Seite kniete ihre Schwester Friederike, sie hielt die linke Hand der Sterbenden. Am Kopfkissen stand Frau von Berg, das Haupt der Königin mit treuer Hand stützend. Die drei Ärzte Heim, Hieronymi und Görke standen mit der herzoglichen Familie um das Bett herum.

Es war zehn Minuten vor neun Uhr vormittags, als der letzte Krampf über die Sterbende kam. Sie bog sanft das Haupt zurück, schloß die Augen und rief aus: „Herr Jesu, Jesu, mache es kurz!“ — Fünf Minuten nach diesem Ausruf hatte sie ausgelitten. Noch einmal atmete sie hörbar auf. Es klang wie ein letzter Flügelschlag des sich aus dem irdischen Leibe emporschwingenden Geistes. Und

mit diesem letzten Seufzer verschied sie fünf Minuten vor neun Uhr.

Der König war zurückgesunken. Er raffte sich bald wieder auf und hatte noch die Kraft, seiner Luise unter Küssen, unter Thränen die Augen zuzudrücken — „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunkeln Bahn so treu geleuchtet.“ Dann stürzte er hinaus zu seinen Söhnen. Er selbst hatte sie vorhin aus dem Sterbezimmer hinaus in den Garten gehen heißen. Sein Vaterherz wollte nicht, daß seine Kinder den Todeskampf der geliebten Mutter sähen. Draußen schien er nicht mehr Stärke genug zu haben, den Söhnen die Trauerkunde auszusprechen. Er sank stumm auf einen Sessel. Sein Schwager, der Prinz Karl von Mecklenburg, sah den Kronprinzen und den Prinzen Wilhelm weinend im Garten auf der Schloßtreppe stehen. Er rief ihnen zu: „Es ist zu Ende. Kommt herein!“

Der König erhob sich. Er nahm seine Söhne bei der Hand und führte sie an das Totenbett. Sie sanken am Sterbelager der Mutter auf die Kniee, sie benetzten ihre Hände mit heißen Thränen. Der Vater und der Großvater fielen einander in die Arme und hielten sich lange umfaßt.

Einige Stunden nach ihrem Verscheiden kamen ihre älteste Tochter, die Prinzessin Charlotte, und ihr dritter Sohn, der Prinz Karl. Sie hatten gehofft, die Mutter noch lebend zu finden. Der Vater eilte ihnen entgegen und führte sie zu der Leiche. Sie knieten an ihr nieder wie an einem Altare.

Der König schien sich gar nicht von der Leiche trennen zu können. Immer wieder kehrte er zu ihr

zurück, immer wieder zog es ihn und seine Kinder zu ihr hin. Draußen im Garten pflückten sie Blumen, mit welchen sie die Tote bestreuten. Der König legte ihr ein Rosenreis mit drei Knospen auf die Brust. Dachte er bei diesen drei Knospen an ihre drei jüngsten Kinder zu Hause? Als „Königsrose“ feierte sie dann Max von Schenkendorf, der treuherzige Sänger aus Tilsit, der Schwan von der Memel, in dem Klageliede, mit welchem er die Königin an ihr frühes Grab begleitete:

Rose, schöne Königsrose,
Hat auch Dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Lose?

Sink an deiner Völker Herzen,
Du im tiefsten Leid Verlorner,
Du zum Märtyrtum Erkorner,
Auszubluten deine Schmerzen!

Herr und König, schau nach oben,
Wo sie leuchtet gleich den Sternen,
Wo in Himmels weiten Fernen
Alle Heilige sie loben. —

Am folgenden Tage, am 20. Juli nachmittags, reiste der König mit seinen Kindern von Hohen-Zieritz ab. Am 25. Juli folgte ihm die Leiche der Königin nach. Gerade vor einem Monat war sie in der Freude ihres Herzens nach Strelitz gekommen. Heute in der fünften Morgenstunde rollte ihr Trauerwagen aus dem Schlosse; in demselben Augenblicke ging die Sonne mit vollen Strahlen auf.

Ihr jüngster Bruder, der Prinz Karl von Mecklenburg begleitete die Leiche der Königin nach Berlin. Hier wurde sie am 27. Juli abends feierlich eingeholt, nachdem sie bei ihrer Ankunft auf dem Wedding, im Beisein der Ärzte Heim und Görke, aus dem Reisesarge in den Paradesarg umgebettet worden war. Dieser wurde am Portale des Königlichen Schlosses mit einem Chorale empfangen. 24 Kammerherren hoben den Sarg unten an der Schloßtreppe vom Wagen und trugen ihn die Stufen hinauf. Der König ging mit seinen Kindern dem Sarg bis an den Fuß der Treppe entgegen und schritt vor ihm her in das Thronzimmer. Hier wurde der Sarg unter dem Thronhimmel niedergesetzt, wo er die folgenden drei Tage von Tausenden gesehen wurde. Der Paradesarg stand auf einer mit violettem Sammet bedeckten Estrade unter dem Thronhimmel. Am Kopfende links standen zwei Sessel mit zwei goldstoffenen Kissen; auf dem einen lag die Königskrone, auf dem andern der russische Katharinen-Orden der Königin. Sechs Kandelaber mit Kerzen beleuchteten die Trauerkammer.

Und nicht nur Alles, was Preußen hieß, ganz Deutschland trauerte um Luise. Die Provinzen, welche Napoleon dem Könige entrissen hatte: in dem Leid um die Königin fühlten sie sich wieder eins mit Preußen. Heinrich Steffens, damals Professor in dem zum neuen Königreich Westfalen geschlagenen Halle, beschreibt als Zeitgenosse, wie die Kunde von dem Tode der geliebten Königin die Herzen erschütterte. „Es war eine Bewegung in der Stadt, nur mit derjenigen zu vergleichen, die

in den ersten Tagen der Überwältigung durch die Feinde stattfand. Der Schmerz malte sich auf allen Gesichtern; die tiefste Trauer herrschte in allen Häusern, und ein Gefühl schien jeden zu durchdringen, als wäre die letzte schwache Hoffnung mit dem Leben der angebeteten hohen Frau entwichen. Selbst die Feinde schienen diese Gefühle zu ehren; aber sie ahnten nicht, welche feindselige Gesinnungen sich in jedem Gemüte zusammendrängten und an die Stelle des betäubenden Schmerzes traten. Allgemein schrieb man den Tod der Königin der unglücklichen Lage des Landes zu. Der Feind, sagte man sich, habe die Schutzgöttin des Volkes getötet. Ein Gefühl der Rache und ein, wenn auch nicht ausgesprochener Schwur, das Andenken an sie durch unerschütterliche Anhänglichkeit zu ehren, stärkte die volkstümliche Gesinnung, die jede Gelegenheit ergreifen wollte, das verhaßte Joch abzuwerfen."

Am 30. Juli abends wurde ihre Leiche in der zu ihrer einstweiligen Ruhestätte bestimmten Sakristei der Domkirche beigesetzt. Der majestätische Leichenzug aus dem Schlosse, unten aus dem fünften Portale nach dem nahen Dome bewegte sich über einen, mit schwarzem Tuche belegten Brettergang. Dem Sarge zunächst folgten der König, die königlichen Prinzen und Prinzessinnen, das jüngste Kind (Prinz Albrecht) auf den Armen seiner Amme. An der Kirchthür empfingen die Domgeistlichen den Sarg. Königliche Leibwachen, an der Spitze des großen Trauerzuges marschierend, besetzten den Eingang zur Sakristei. Es war die, welche der Gemeinde der abgebrannten St. Petrikirche zu ihren Andachten im

Dome eingeräumt worden. Hier sollte Luise ruhen, als das ihr vom Könige zugedachte Mausoleum im Schloßgarten zu Charlottenburg erbaut war. Der Sarg wurde von jenen 24 Kammerherren durch die Kirche nach der Sakristei getragen, der Leichenzug folgte, während die Mitglieder der Singakademie den Choral anstimmten: „Was mein Gott will, das gescheh allzeit.“ In der Sakristei, wo nur der König und die hohen Personen eintraten, sprach der erste Hofprediger, Konsistorialrat Sack, das Gebet am Sarge Luisens: er hatte sie vor sechzehn Jahren mit Friedrich Wilhelm getraut. Der königliche Witwer that noch ein stilles Gebet am Sarge. Dann verließ er mit seinen Kindern die Sakristei, das Trauergefolge nach ihm die Kirche, unter dem Gesange: „Wachet auf! ruft uns die Stimme.“ — In den beiden Nischen am Vorderportale des Domes, durch welches ihr Leichenzug gegangen ist, hat der König späterhin die für ihn bedeutsamen Engelsgestalten errichten lassen.

Sein nächstes Geburtsfest fiel noch in die Zeit der Landestrauer um die Königin. Erst am folgenden Tage, am 4. August, hörte das Trauergeläut auf, das bis dahin in der Mittagsstunde von allen Kirchtürmen herab erscholl. Als am Morgen jenes 3. August 1810 die Prinzessin Charlotte mit ihren Geschwistern kam, um den Vater zu seinem Geburtstage zu beglückwünschen, da fanden sie ihn stumm in seinen Kummer versunken. Sein nasser Blick ruhte zunächst auf der ältesten Tochter. Er drückte sie lange an sein Herz und sprach dann in seiner abgebrochenen Weise: „Die sterbende Mutter

konnte Dich nicht segnen, aber die Sterne meines Lebens werden auch dir leuchten.“ — Die Kinder brachten dem Vater zu diesem leidvollen Geburtstage ein noch von der Mutter ihm zugedachtes Angebinde: eine Porzellanvase mit den Büsten der Königin und ihrer sieben Kinder. Die acht Büsten, nach dem Leben modelliert und aus mattem Porzellan hergestellt, zeigten sich von einer Rosenkette wie von einem Bande der Liebe umschlungen. Luise selbst noch hatte in der Porzellanmanufaktur dies Geburtstagsgeschenk für ihren Gemahl bestellt: ein Sinnbild ihres häuslichen Glückes.

Ihr Tod war der „härteste Schlag“ für ihn, wie der König selber zu dem Grafen Henckel von Donnersmark, seinem damaligen Flügeladjutanten, geäußert hat.

Dreizehntes Kapitel.

Das Mausoleum in Charlottenburg.

Luise hatte oft und gern in dem Schlosse zu Charlottenburg gewohnt. Dort nun im Garten, am Ausgange der vom Schlosse herführenden Fichtenallee, ließ der König der Entschlafenen eine fürstliche Gruft bauen. Das Mausoleum wurde nach einem Entwurfe des Hofbaurats Gentz im griechischen Stile hergestellt: ein einfacher, aus Sandstein errichteter dorischer Tempel mit einer von vier Säulen getragenen Vorhalle (zu der man im Tannendunkel auf Stufen hinansteigt): oben an der Stirnwand die Inschrift A und O, im bedeutsamen Hinblick auf den Spruch in der Offenbarung St. Johannis, Kap. 1, Vers 8: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, spricht der Herr, der da ist, und der da war, und der da kommt, der Allmächtige." Hier in dem Grabgewölbe unter dem düster beschatteten Tempel sollte Luise ruhen — Friedrich Wilhelm III. dereinst an der Seite der Heißbeweinten.

Es war wieder um Weihnachten, am 23. Dezember 1810 früh drei Uhr, als eine Schwadron der Garde zu Pferde und die Leibkompanie der Garde zu Fuß durch die noch im Dunkel der langen Winternacht liegenden Straßen nach dem Dome zogen, kommandiert von dem Oberst-Lieutenant Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz, dem jüngsten Bruder der Königin. Die Leibwachen besetzten die Kirche, der Hofmarschall und die Hofbeamten versammelten sich innen, während außen der königliche Leichenwagen vorfuhr. Gegen vier Uhr wurde der Sarg aus der Sakristei zur Kirche hinausgetragen und draußen auf den Leichenwagen gehoben. Wieder acht Pferde zogen ihn langsam die Linden entlang und durch das Brandenburger Thor die Straße weiter nach Charlottenburg: an der Spitze zwei Vorreiter mit Fackeln und ein Trupp Garde zu Fuß, darauf zwei Fackelträger zu Pferde und ein Stallmeister vor dem Leichenwagen, neben diesem sechs Lakeien und hinter ihm her ein zweiter Trupp Leibwachen, zwei Fackelträger zu Pferde und der Hofmarschall sowie die Hofbeamten zu Wagen.

So ging der nächtliche Leichenzug nach Charlottenburg und dort durch den Schloßgarten nach dem Mausoleum, wo der Sarg in der Gruft unter der Halle beigesetzt wurde, das Fußende auf das Schloß zu. Der Sarg von Zinn, der hier das Irdische der Königin umschließt, ist von altertümlicher Form, einfach verziert, sieben Fuß lang, drei Fuß hoch und eben so breit. Er steht, achtzehn Centner schwer, auf acht Löwenfüßen. Seine schwarz eingegrabene Inschrift ist:

Luise Auguste Wilhelmine Amalie
Königin von Preussen,

geboren den 10. März 1776,
gestorben zu Hohen-Zieritz den 19. Juli 1810.

Als die späte Wintersonne des 23. Dezember, dieses kürzesten und schwärzesten Tages, sich erhob, war Luise schon eingegangen zu ihrer letzten Ruhestätte. Gegen Mittag kam der König von Potsdam nach Charlottenburg, zur Einweihung des Grabmales. Mit ihm seine Kinder sowie der Hofstaat der verewigten Königin. Ihr Beichtvater, der Probst Ribbeck von der St. Nikolaikirche in Berlin, hielt die Weihrede an der offenen Gruft. Auf der Erhöhung, welche jetzt ihren und Friedrich Wilhelms III. Sarkophag trägt, stand der königliche Witwer mit seinen Kindern; in der Vorhalle das Gefolge Als der Geistliche den Segen gesprochen hatte, stieg der König mit den Kindern in die Gruft hinab. Sie beteten am Sarge: Gerade heute (den 23. December) vorm Jahre war die Heimgegangene aus Königsberg zurückgekehrt nach Berlin.

Nach der königlichen Familie besuchte noch das Gefolge die Gruft. Darauf wurde das Grabgewölbe geschlossen, der Schlüssel dem König eingehändigt. Nur die Halle über der Gruft stand bis zum Abend offen. Noch heute ist das Mausoleum am Geburts- und Sterbetage der Königin ein Wallfahrtsort für Einheimische und Fremde.

Ein Abbild der Entschlafenen, die Gestalt der Königin in weißem Marmor auf einem Ruhelager, sollte nach des Königs Bestimmung die Halle über

der Gruft schmücken. Dies Monument ward im Jahre 1811 von Rauch begonnen und 1815 vollendet. Friedrich Wilhelm III. wollte durchaus keine königliche Auszeichnung für die Gestalt seiner hier wie auf einem Ruhebette liegenden Luise angebracht wissen; sie sollte mit einem einfachen umgürteten Gewande (Tunika) bekleidet sein. Er erlaubte es dem Künstler kaum, das Haupt der Ruhenden mit dem königlichen Diadem zu krönen.

Letztes Kapitel.

„Ein guter Engel für die gute Sache."

Die Weltgeschichte, diese Totenrichterin auf Erden: wie viele bei Lebzeiten Gefeierte, ja Vergötterte hat sie mit dem Arme eherner Gerechtigkeit herabgestoßen von der Höhe, die sie in den geblendeten Augen der Mitwelt zu erragen wußten. Anders bei der Königin Luise von Preußen.

Bei Lebzeiten tief gebeugt von dem gewaltigen Eroberer; angeklagt von Napoleon vor aller Welt: „als die Urheberin des ganzen Unheils, welches auf Preußen laste"; vertrieben aus ihrer Hauptstadt bis an die Grenzen des Königreichs; verlassen in ihrem Unglück von vielen, die bis dahin sich in den Strahlen ihrer Herrlichkeit sonnten; verleumdet sogar von solchen, deren Mund und Feder ehedem von ihrem Lobe überfloß — danach um des Vaterlandes, um des Königs, um ihrer Kinder willen sich selbst überwindend und sich demütigend vor dem stolzen Sieger, vor demselben Mann, der mit den vergifteten Waffen seiner Verleumdung ihrem Herzen die brennendsten Wunden geschlagen hatte, und trotz dieser hochsinnigen Selbstüberwindung dennoch der Hälfte ihres Königreichs beraubt — alsdann nach drei Jahren

voll Leid und Entsagung heimkehrend in die endlich vom Feinde geräumte Hauptstadt, den Todeskeim im Herzen, und bald darauf sterbend im Vaterhause, ohne die heißersehnte Befreiung des Vaterlandes, ohne des Königs Sieg über den großen Feind zu erleben: so stellt die königliche Dulderin sich der gerechten Nachwelt dar.

— — Und was ihr einst das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Gleichwie es in der Geschichte Männer giebt, in denen der Geist einer ganzen Zeitwende leibt und lebt: ebenso sind Frauen, in denen das volle Herz ihrer Zeit Gestalt zu gewinnen scheint. Als eine dieser Frauen steht Luise da — ein Schmerzensbild ihres von Napoleon geknechteten Vaterlandes. Sie selbst hat am 9. Juli 1808 in einem Briefe an Frau von Berg geschrieben: „Ich leide unsäglich — die ich, wie Atlas die Welt, eine Bürde von Leiden trage. — Ich seufze und verschlucke meine Thränen. Vorgestern vor einem Jahre hatte ich meine erste Unterredung mit Napoleon — gestern vor einem Jahre meine letzte mit ihm. Ach, welche Erinnerung! Was ich da gelitten habe — gelitten mehr um anderer, als um meinetwillen. Ich weinte, ich bat im Namen der Liebe und Humanität, im Namen unseres Unglücks und der Gesetze, welche die Welt regieren — und ich war nur eine Frau. Ein schwaches Wesen und doch erhaben über diesen Widersacher, so arm und matt an Herz!"

Aber wie weh ihr auch Napoleon gethan hatte, ihr natürlicher Zartsinn verwehrte ihr und andern jede grelle Äußerung unweiblichen Hasses. Es war

an einem der letzten Sonntage vor ihrer Fahrt nach Strelitz, in die Heimat, in den Tod, als Luise im Schlosse zu Potsdam vor einem Bilde des Kaisers der Franzosen stehen blieb. In ihrer stillen Betrachtung hört sie plötzlich einen leidenschaftlichen Ausruf, zu welchem eine Dame ihrer Umgebung sich von dem Abscheu gegen Napoleon hinreißen läßt. Da wendet die Königin sich um, straft die Heftige durch einen ernsten Blick und spricht gelassen: „Wenn ich ihm vergebe, was er mir gethan, was haben Sie Ursache, ihm nicht zu vergeben?" Und mit einer Handbewegung nach dem Bilde hin, als wolle sie ihn segnen, ihren großen Feind, geht sie weiter.

Napoleon konnte die Königin wohl tödlich kränken, aber ihre sittliche Macht über die Herzen ihres Volkes, über alle edlen Gemüter in Deutschland vermochte der gewaltige Kaiser doch nicht zu untergraben. Sie thronte nur um so hehrer über ihrer frühen Gruft, und ihre Glorie strahlte unauslöschlich in der Begeisterung, mit der das Andenken der Verklärten die Kämpfer des Befreiungskrieges durchdrang. Gleich allen Lieblingsgestalten der Geschichte wurde sie bald nach ihrem Tode die Heldin der schöpferischen Poesie des Volkes, der Sage. So schreibt Fouqué, ein Kampf- und Zeitgenosse: „Ahnungsvoll scheute Napoleon diese erhabene Frauengestalt, die auch aus höheren Sphären herüber noch Jahre nachher ihres königlichen Gemahls Krieger mit zwiefach schöner Begeisterung für Sieg und Tod entzündete. Als im Jahre 1813 der Glaube an alles Hohe und Schöne aus den Nebeln des Unheildruckes wieder erwachte, verbreitete sich

— Gott weiß wie — unter den Kriegern die holde Sage, Königin Luise lebe. Ihr Tod sei nur eine Täuschung gewesen, wofür ein wunderlich-phantastisches Märchen den Grund angab. Wer hätte dem zu widersprechen vermocht? Es lag ja so tief und lebendig in der Sehnsucht eines liebenden Volkes, das, wenn doch alles Gute und Schöne wieder erwachen sollte, auch seine gute, schöne Königin Luise wieder haben wollte. Keinem, auch nicht dem frömmsten Wahne je frönend, aber fühlend, die verewigte Königin bete für ihre Preußen an Gottes Thron, sang ich damals folgendes Lied:

Zwei Sterne, die strahlen am Himmel
Dem sterblichen Auge zwar nicht;
Doch künden durchs Kriegsgetümmel
Den Seelen sie göttliches Licht.

Einst saht ihr auf Erden sie leuchten
Im milden, im freundlichen Blau;
Doch leider auch oft sie befeuchten
Vom Kummer der herrlichsten Frau!

Wer schwur da nicht glühend im Herzen:
Läßt Gott mir die Klinge zur Hand,
So räch' ich, so lös' ich die Schmerzen,
So rett' ich das heimische Land!

Ihr Brüder, die Stund ist gekommen,
Nun grabet dem Elend ein Grab,
Uns winken, unsterblich entglommen,
Die seligen Lichter herab.

Was nicht euch auf Erden mehr funkelt,
Es funkelt im himmlischen Saal.
Wen rühmlich das Sterben umdunkelt,
Der naht sich dem seligen Strahl."

So Fouqué. Ein anderer Kampfgenosse des Befreiungskrieges, der die Leier mit dem Schwert vertauschende, seine Lieder mit seinem Blute salbende Theodor Körner sang, im Hinblick auf die von Rauch geschaffene Büste der Königin:

Du schläfst so sanft! Die stillen Züge hauchen
Noch Deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder.
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen!

So schlummre fort, bis Deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter.

Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben;
So sollen wir im Kampf uns Heil erwerben,
Daß unsre Enkel freie Männer sterben.

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft Dein Volk, dann, deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!

Nach der Schlacht und dem Siege bei Leipzig hörte General Stosch, damals Adjutant Gneisenaus, diesen Feldherrn öfter ausrufen: „Ach, hätte das doch die Königin Luise erlebt!"

Ist doch auch der höchste Ordensschmuck jener Freiheitskrieger, das Eiserne Kreuz — von Friedrich Wilhelm III. 1813 am Geburtstage Luisens gestiftet — gleichsam ein Gedächtniszeichen der Königin. Der König selbst erschien wie ein trauernder Ritter des Eisenkreuzes, das ihm Gott auferlegt hatte. So schildert ihn Ernst Moritz Arndt in den Wanderungen mit Stein: „Der König hatte die schönen Gaben der Redlichkeit, Frömmigkeit und

Tapferkeit: aber doch war er in sich selbst sehr erstarrt und verschlossen. In seiner stillen, schlichten, einfachen Erscheinung und Gebärde lag der Ausdruck einer eigenen Traurigkeit; er war der trauernde Ritter, der seine verlorene Geliebte nimmer vergessen konnte. Nie hat ihn der Gedanke verlassen können, seine Königin, seine geliebte Luise sei durch die Wut und den Jammer der Zeit in der Blüte ihrer Schönheit hingerafft worden, sie sei durch den Gram über das Unglück getötet worden. Seit jenem Jahre 1810, wo sie in ihrer Mecklenburger Heimat starb, hat Freude nimmer sein Gesicht mehr überstrahlt, er hat sich selbst des Glückes und der Siege der Jahre 1813, 1814, 1815 kaum mit seinem Volke freuen können, sondern in der stillen Einsamkeit des Schmerzes sich in das eigene Herz zurückgezogen."

Und gleichwie Friedrich Wilhelm III. in seinem stillen Leid die Stiftung des Eisernen Kreuzes zu einer Gedächtnisfeier Luisens machte, eben so trieb es ihn aus dem Siegesjubel der Leipziger Völkerschlacht fort nach Berlin, nach Charlottenburg, durch den düstern Baumgang zum Mausoleum, um dort ihre Gruft unten, zu der er allein den Schlüssel hatte, zu öffnen und in einsamer, wehmütiger Nachfeier des Siegesfestes einen frischen Lorbeerzweig auf ihren Sarg zu legen. — In gleichem Sinne stiftete er 1814 an seinem Geburtstage den Luisenorden: ein schwarz emailliertes goldenes Ehrenkreuz für die Frauen, in der Form des Eisernen für die Männer. Er verordnete in dem aus Potsdam vom 3. August 1814 datierten Statut

des Luisenordens: „Das auf beiden Seiten himmelblau emaillierte runde Schild in der Mitte des Kreuzes hat auf der Außenseite den Buchstaben L und um denselben einen Sternenkranz.“ Der himmelblaue Hintergrund des goldenen L war ihm ein Sinnbild der Treue, die von ihm selbst vorgezeichneten sieben Sterne, die es umkränzten, deuteten auf die sieben, die verewigte Mutter überlebenden Königskinder.

Das Andenken der Königin Luise ist von den bildenden Künsten in Monumenten, Statuen, Büsten und Portraits vervielfältigt. Die gelungenste Büste ist ohne Zweifel die von Schadow aus dem Jahre 1796, Luise als Kronprinzessin darstellend, und dann die von Rauch aus dem Jahre 1805. Luise als Leiche wurde in Strelitz auf des Herzogs Befehl von dem Maler Ternite nach der Natur gezeichnet, ihre Totenmaske von dem dortigen Bildhauer Wolff hergestellt. Aber selbst die nach dem Leben gemalten Bildnisse der Königin genügten den Kennern nicht. So sagte der Herzog Ferdinand von Braunschweig beim Empfang eines als wohlgetroffen gerühmten Portraits: „Recht schön; aber ganz ähnlich kann die Königin Luise doch nicht gemalt werden. Denn kein Künstler vermag es, ihren herzgewinnenden Blick voll Geist und Güte so darzustellen, wie er ist, besonders wenn er im Gespräche sich belebt und lächelt! Dem, der sie kennt, thut kein Bild, auch das beste nicht, Genüge.“

Der Königin letzten Geburtstag in Berlin, den 10. März 1810 feierte Heinrich von Kleist, der Dichter des „Käthchen von Heilbronn“, der „Her-

mannsschlacht" und des „Prinzen Friedrich von Homburg" durch nachstehendes Sonett:

Erwäg ich, wie in jenen Schreckenstagen
Still Deine Brust verschlossen, was sie litt,
Wie Du das Unglück, mit der Grazie Tritt,
Auf jungen Schultern edel hast getragen,

Wie von des Kriegs zerriss'nem Schlachtenwagen
Selbst oft die Schar der Männer zu Dir schritt,
Wie trotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen:

O Herrscherin, die Zeit dann möcht' ich segnen!
Wir sahn Dich Anmut endlos niederregnen,
Wie groß Du warst, das ahneten wir nicht!

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert,
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht.

Ein anderer deutscher Dichter — man hat ihn den „Jeremias seines gefangenen Volkes" genannt — Jean Paul Friedrich Richter schrieb in seinen dem Bruder der Königin, dem damaligen Erbherzog Georg gewidmeten „Schmerzlich tröstenden Erinnerungen an den neunzehnten Julius 1810":

„Erfreuet schon angeschauete Liebe und Zusammenfreude gewöhnlicher Menschen, wie viel mehr die seltnere von hohen und (in mehr als einem Sinne) schönen Wesen. Zu diesen frohen Erinnerungen gehört der spätere selige Tag, wo der Verfasser das erste Mal neben Ihnen die Erhabene in jenem unsterblichen Königshause erblickte, das nun seit dem neunzehnten Julius an Sterblichkeit und Unsterblichkeit zugleich erinnert; denn ihr jetziger Himmel kostet allen ihren Geliebten mehr als einen

Himmel und auch jedem von Fernen ehrenden Herzen so viel."

Und seine „schmerzlich tröstenden Erinnerungen" schließt der deutsche Dichter mit den Worten:

„Ehe sie geboren wurde, trat ihr Genius vor das Schicksal und sagte: „Ich habe vielerlei Kränze für das Kind, den Blumenkranz der Schönheit, den Myrtenkranz der Ehe, die Krone eines Königs, den Lorbeer- und Eichenkranz deutscher Vaterlandsliebe, auch eine Dornenkrone: welche von allen darf ich dem Kinde geben?"

„Gieb sie ihm alle, deine Kränze und Kronen," sagte das Schicksal, „aber es bleibt noch ein Kranz zurück, der alle übrigen belohnt."

Am Tage, wo der Totenkranz auf dem erhabenen Haupte stand, erschien der Genius wieder, und nur seine Thränen fragten.

Da antwortete eine Stimme: „Blick auf!" — Und der Gott der Christen erschien!"



